

Zeitschrift: Die neue Schulpraxis
Band: 24 (1954)
Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE NEUE SCHULPRAXIS

JANUAR 1954

24. JAHRGANG / 1. HEFT

Inhalt: Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert – Du bist ja ein . . . – Die Markgenossenschaften im Mittelalter – Zeichnungen beleben den Sprachunterricht – Eine Zeichenstunde auf der Unterstufe – Chemische Wirkungen des elektrischen Stromes – Handarbeiten auf der Unterstufe – Erfahrungsaustausch

Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert

Neujahrsansprache an Schüler im Pubertätsalter

Von Theodor Ernst

Ansprachen an die Schüler sind etwas aus der Mode gekommen, wahrscheinlich, weil das Wort – durch Radio und Zeitung entwertet – überhaupt an Gewicht verloren hat und man von solchen Ansprachen keine Wirkung mehr erhofft. Wer sich aber wie ich noch an die aufrüttelnden Worte erinnert, die der Lehrer der 4.–6. Klasse jeweils bei Schulbeginn sprach, der wird bei gleicher Gelegenheit ebenfalls versuchen, seinen Schülern ein paar Leitgedanken mitzugeben.

Grundsatz bei solchen Reden muss allerdings sein, dass sie nicht länger dauern, als man auf einem Bein stehen könnte! Sie dürfen nicht in endloses Moralisieren ausarten. Sie müssen formell und inhaltlich auf die eigenen Schüler abgestimmt sein und sollen wenn möglich durch die Mitarbeit der Schüler aufgelockert werden. Schliesslich darf man nicht vergessen, dass die besten «spontanen» Reden (und Lektionen!) sorgfältig vorbereitet sind!

Hier eine Ansprache an Fünfzehnjährige:

Liebe Schüler, ich nehme an, ihr habt über Silvester und Neujahr das gleiche gemacht wie alle Zeitungen und das Radio: aufs Vergangene zurückgeblickt und an die Zukunft gedacht. Und ich glaube, ich kann euch nachfühlen, wie es euch dabei zu Mute war. Genau so wie mir in eurem Alter. Man ist gar nicht zufrieden mit sich selber. Man ist im vergangenen Jahr sehr, sehr oft nicht so gewesen, wie man eigentlich sein wollte, man hat nicht so gearbeitet, wie man wollte, man hat vieles nicht erreicht, was man erstrebte; man fühlt sich nieder-

**Wir wünschen allen Lesern im neuen Jahr von Herzen
recht viel Glück, gute Gesundheit und frohe, sonnige Tage.**

geschlagen, minderwertig. Und hat man nicht Grund dazu? Eltern und Lehrer sind ja «nie» mit einem zufrieden.

Es ist für den Menschen sehr schwierig, sich selbst richtig einzuschätzen, besonders in eurem Alter. Manchmal leidet man an massloser Selbstüber-schätzung und findet, Eltern, Lehrer und die Erwachsenen überhaupt seien etwas beschränkt. Und im Handkehrum versinkt man wieder in ein abgrund-tiefes Minderwertigkeitsgefühl.

Dieses Minderwertigkeitsgefühl ist genau so falsch wie die Selbstüberhebung. Nein, ihr seid nicht minderwertig, ihr seid körperlich, geistig und moralisch vollwertige junge Menschen; aber ihr seid jetzt in einem Alter, wo man wirklich nicht besonders liebenswürdig ist: im «Umemuuli»-Alter. Dazu kommt, dass man gewöhnlich nichts sagt, wenn man mit euch zufrieden ist. Der Lehrer hat es da genau gleich wie euer Vater, der hundert gut geratene Suppen als Selbst-verständlichkeit hinnimmt, aber sofort reklamiert, wenn sie ausnahmsweise versalzen ist. So ist es auch mit eurer Schularbeit. Man erwartet eben, dass sie gut erledigt werde, und findet dabei nichts besonders Lobenswertes. Aber heute will ich euch doch einmal ausdrücklich sagen, dass ihr mir im vergan-genen Jahr viel Freude gemacht und sehr viel Gutes geleistet habt, und ich bin überzeugt, dass ihr es auch im kommenden Jahr tun werdet.

Sicher habt auch ihr für dieses neue Jahr gute Vorsätze gefasst. Nun gibt es aber ein Sprichwort: Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. (Viele Schüler kennen den Sinn des Sprichwortes nicht; kurze Klärung im Unterrichtsgespräch!) Ja, so ist es. Zu grosse Vorsätze können wir nicht aus-führen, und jedesmal, wenn man einem guten Vorsatz untreu wird, sinkt man moralisch, wird man ein bisschen schwächer und schlechter. Deshalb sollen wir nur kleine und zeitlich beschränkte Vorsätze fassen, nur solche, die wir bei ernsthaftem Willen durchführen können. Es hat keinen Wert, sich vorzuneh-man: Das nächste Jahr werde ich in der Schule nie mehr schwatzen. Einen solchen Vorsatz kann man nicht durchführen. Hingegen kann sich jeder mor-gens um acht Uhr vornehmen: Bis neun Uhr schwatze ich nie. Dieser Vorsatz lässt sich durchführen. Und um neun Uhr fasst man den gleichen Vorsatz nochmals, wieder mit Erfolg. Von zehn bis elf gönnt man sich vielleicht eine Willenspause, aber schon für die folgende Stunde fasst man den Vorsatz wieder. Das kann man. Das bringt jeder fertig. Und so kommt man als Sieger durch das ganze Jahr.

Jeder muss sich seine Vorsätze nach Mass anfertigen, inhaltlich und zeitlich. Nicht für ein Jahr, nicht einmal für einen Monat, nur für eine Stunde, höchstens für einige Tage; nicht für allgemeines Gutsein, sondern für ganz besondere Fälle. So könnt ihr euch heute bei Schulschluss vornehmen: Wenn ich heim-komme, will ich die Mutter besonders freundlich begrüßen; heute will ich ihr ungeheissen und liebenswürdig abtrocknen.

Gewiss, manchmal erfüllt man auch solch kleine Vorsätze nicht. Dazu gibt es ein tröstliches Wort. Es steht am Berliner Rathaus: Fallen ist keine Schande, aber Liegenbleiben. Jeder Mensch erleidet Niederlagen, immer und immer wieder. Das ist keine Schande. Aber wir dürfen nicht liegenbleiben! Wir müssen immer wieder aufstehen, genau wie beim Skifahren, sonst kommen wir nie ans Ziel. Immer wieder neue gute Vorsätze fassen und sich Mühe geben, so zu sein, wie man sein möchte!

So wollen wir im neuen Jahr arbeiten!

Du bist ja ein . . .

Von Hans May

Streitigkeiten unter Schülern – Ausgangspunkt für die Erziehung zur Gemeinschaft

Sehr geehrter Herr Lehrer,

heute mittag ist Karli heimgekommen und hat gesagt, seine Kameraden Otto Wagner, Peter Meier und Gusti Weber hätten ihn auf dem Heimweg von der Schule abgeschlagen. Er hatte ganz dreckige Hosen. Ich ersuche Sie, die Angelegenheit zu untersuchen und den betreffenden Knaben zu sagen, dass sich so etwas nicht gehört.

Hochachtungsvoll
E. Zollinger, Wirt

Natürlich wird die Angelegenheit untersucht, Herr Zollinger! Besonders da Sie es für nötig fanden, mir sogleich einen schriftlichen Bericht zu schicken. Die öffentliche Meinung neigt ohnehin dazu, den Schulweg ganz unter die Verantwortung des Lehrers zu stellen. Es passt mir zwar im Augenblick gar nicht in den Kram hinein, den Polizisten und Untersuchungsrichter zu spielen und die Stunde mit dem Drohfinger zu beginnen. Kurz entschlossen wage ich doch, einige Minuten der Erziehung zur Gemeinschaft zu opfern. Nicht alle Tage bietet uns das Erleben einen so günstigen Ausgangspunkt, und das Beispiel der Praxis soll uns mehr wert sein als jede Theorie, jede schöne Erzählung mit moralischem Hintergrund.

Karli steht noch immer eine Antwort erwartend vor mir . . . Ich fordere die erwähnten Sünder auf, zu mir zu kommen. «Lest einmal diesen Brief, Buben! Er ist zwar an mich gerichtet, aber es dünkt mich, er könnte euch auch interessieren . . .»

Kaum hat ihn Otto gelesen, bricht er los. Er lasse sich von Karli nicht gefallen, dass er ihm sage, er sei ein . . . Auch Peter wehrt sich, aber ich kürze das Gerede ab mit der Frage an alle Beteiligten: «Wer ist an diesem Ehrenhandel unschuldig?» Alle vier schweigen, auch der Wirtssohn. Das genügt mir. «Geht an die Plätze und holt bitte euer Gesangbuch!» Etwas verblüfft und unsicher rücken sie wieder an. «Stellt euch nun gegen die Klasse und schlagt Seite 24 auf!» Die Klasse folgt dem Geschehen mit wachsender Spannung, nicht ohne Belustigung.

«Wir wollen gar nicht lange untersuchen, wer an diesem Faustkampf vom Mittag die grösste Schuld trägt. Wir wollen im Gegenteil den Streit so schnell als möglich vergessen. Dies geht am leichtesten mit einem Lied. Ihr kennt Seite 24 von früher her. Stimmt also an und lasst hören!»

Etwas zaghaft, von komischen Seitenblicken begleitet, pressen oder hauchen die vier Kämpfer zwischen den Lippen hervor:

Wir sitzen so traulich beisammen und haben einander so lieb,
erheitern einander das Leben, o wenn es doch immer so blieb . . .

Bei diesen letzten Worten können sie schon gar nicht mehr anders als mit der Klasse mitlachen. Es ist ein allseitig befreiendes, gesundes Lachen, das jeden ansteckt und kaum enden will. Schliesslich wünsche ich noch die zweite und dritte Strophe zu hören, von den Vorsängern etwas überzeugter vorgetragen und von der ganzen Klasse begleitet. In der Schlussstrophe mische ich auch noch meinen Bass dazu, und nun tönt es wirklich wie eben eine einzige grosse

Gemeinschaft. Die versöhnten Sänger lächeln verschmitzt, wie ich ihnen zu ihrem erfolgreichen Auftreten gratuliere. Zugleich bitte ich die vier Buben, sich zu Beginn der nächsten Pause bei mir zu melden. Ihre Neugierde weise ich kurz mit der Bemerkung ab: «Auf eine so schöne ‚Hauptprobe‘ muss eine entsprechend schöne Aufführung folgen.» Dann wenden wir uns der Arbeit zu.

Kaum ertönt die Glocke, so fordere ich das muntere Quartett auf, in der Pause mit dem Gesangbuch Karlis Vater einen kurzen Versöhnungsbesuch abzustatten. Zufälligerweise ist Herr Zollinger Wirt und wohnt unweit unseres Schulhauses. «Aha, so ist das gemeint mit der Hauptprobe und der Aufführung!» ruft Otto und zottelt etwas unsicher den andern nach.

Es erübrigt sich, zu erzählen, dass alle vier mit Begeisterung im Herzen von ihrem Ständchen zurückkehren. Natürlich lassen wir sie nun ausführlich über ihren «Wirtshausbesuch» berichten. Wenn wir uns vorher auch gar nicht auf eine Untersuchung der Streitigkeiten einliessen, jetzt wollen wir bis in alle Einzelheiten vernehmen, wie die Buben unter sich und mit Vater Zollinger Versöhnung feierten, und uns scheint, wir hätten alle an einem beglückenden Erlebnis teilgenommen. Was war der Ausgangspunkt gewesen?

Eine ärgerliche Sache. Ein Bubenstreit und ein erzürnter Vater! Eine jener typischen Unannehmlichkeiten, die uns im Schulalltag oft auf sehr empfindliche Art und ganz unvorhergesehen den Unterricht und das Gemeinschaftsleben der Klasse stören. «Jede Streitigkeit unter Schülern ist so etwas wie Sand im Getriebe», meinte einmal ein Kollege. Gewiss, jede Aufruhrstimmung stört unsren Unterricht. Es ist möglich, dass irgendeine Gemütswallung in der Klasse unser Lektionsziel in Frage stellt.

Und trotzdem! Was für die Zelle der Gemeinschaft, für die Familie gilt, das hat auch in einer Klasse Geltung. Ohne Spannungen geht es in der besten Gemeinschaft nicht ab, und darum, ob wir wollen oder nicht, wir müssen uns immer wieder mit diesem «Sand im Getriebe» auseinandersetzen. Warum aber sollen wir diese Spannungen nicht als willkommenen Stoff für die Erziehung zur Gemeinschaft betrachten?

Dazu wird uns Anlass genug geboten. Für eine Sache, die uns selber angeht, brauchen wir die Anteilnahme und die Stimmung gar nicht erst lange zu wecken. Die Schwierigkeit liegt nur darin, wie es uns gelingen soll, ein an sich abträgliches Geschehen, einen hässlichen Vorfall, in aufbauendem Sinne auszuwerten!

Moralpredigt oder Strafgericht? Dies ist wohl die übliche Frage in diesen Situationen. Es ist jedoch zu bezweifeln, ob wir mit diesen Verfahren in jedem Falle eine Stärkung des Gemeinschaftssinnes erreichen. Erziehung ist in erster Linie eine Sache des Herzens, und so mannigfach die Spannungen unter Schülern sein mögen, so mannigfaltig mögen auch die Wege zu ihrer Lösung sein. Ich verzichte darum auf die Aufstellung allgemeingültiger methodischer Regeln und führe an ihrer Stelle zwei weitere Beispiele aus der Praxis an.

*

Ausgangspunkt

Meine jüdischen Schüler beklagen sich nach einer Pause, dass einige Kameraden angefangen haben, ihnen Saujud, Dreckjud usw. nachzurufen. Einer habe ihnen sogar eine stinkende Flüssigkeit auf den Pullover geleert.

Auswertung

Die Lektion wird mit einer Anzahl Fragen eingeleitet, die unter sich und mit dem Endziel in einem inneren Zusammenhang stehen. Meist warte ich eine offene Antwort gar nicht ab; es kann trotzdem zu einer lebhaften innern Zwie-sprache kommen.

Lehrer:

Warum heisstest du Fritz?
warum du Ernst?
warum du Olga?

Weshalb hast du nur zwei Beine? Und du nur eine Nase in der Mitte des Gesichts? Wie kommst du dazu, nur ein Ohr auf der linken Seite zu haben?

Und Hanneli hat sogar schwarze Haare! Schämst du dich nicht ein bisschen? Ferdinand, wie kannst du nur blonde Haare haben! Das ist doch ganz unmöglich! Stellt euch nur vor, Werner hat sogar ein Stupsnäschen und Lilli nur Schuhnummer 38 und ein ganz kleines Ohrläppchen. Schämt ihr euch nicht?

Warum seid ihr keine Neger oder Indianer, warum Weisse? Warum hast du nicht schon vor tausend Jahren gelebt? Was fällt euch eigentlich ein, reformiert, katholisch, jüdisch oder gar noch andersgläubig zu sein? Schämt euch nur tüchtig, dass ihr gerade so geartet seid!

Die letzten Anklagen sind zu ungeheuerlich. Der Lehrer meint sicher gerade das Gegenteil von dem, was er spricht. Wenn die Schüler zu dieser Einsicht gekommen sind, dann ist der Höhepunkt meiner Lektion erreicht.

Unser Leben ist ein Geschenk, und wo uns das Schicksal hingestellt hat, das dürfen wir ruhig auch als Geschenk betrachten. Kein Mensch ist gleich wie der andere, und einem Mitmenschen daraus einen Vorwurf zu machen, dass er anders geartet ist, das ist gemein. Und nun, meine lieben Schüler, es tut mir leid, dass ich euch etwas zu sagen habe, was mir selber sehr weh tut.

Ich möchte mich bei euch entschuldigen, jawohl entschuldigen, besonders bei den jüdischen Kindern. Ich will mich dafür entschuldigen, dass in der Klasse Schüler sind, die noch nicht begriffen haben, dass andere Schüler anders geartet sind, anders glauben und anders denken. Das tut mir weh, weil ich mit diesen Kindern fühle, wenn man ihnen durch ganz unbedachte Äusserungen das Leben schwer macht . . .

Erst jetzt führe ich über zu einer eigentlichen Aussprache über den Vorfall. Das Gespräch endet dann dort, wo die Schüler merken, dass es an ihnen liegt, sich zu entschuldigen. Die Aussprache führen wir unter dem Motto «Mer wänd aaständig rede miteinand» und schliessen wiederum mit einem Lied ab.

Schüler:

Man hat mich so getauft . . .
Der Herr Pfarrer hat mich so getauft . . .
Meine Mutter heisst auch so . . .
Wachsende Belustigung!
Gott hat die Menschen denk' ich so geschaffen . . .

Von dieser Seite kennen die Schüler den Lehrer gar nicht. Da stimmt etwas nicht. Die anfängliche Belustigung schlägt um in Unsicherheit, Erstaunen, ja Entrüstung.

Da kann man doch nichts dafür! Deswegen braucht man sich doch nicht zu schämen!

Ausgangspunkt

Wir üben auf Silvester ein kleines Theaterstück. Wir wollen damit gemeinsam die Schüler einer unteren Klasse erfreuen. Plötzlich scheint die ganze Vorbereitung auseinanderzufallen, weil einige Kinder nicht mehr mitmachen wollen. Zum Teil mag auch eine gewisse Überreizung und Quartalsmüdigkeit eine Rolle spielen.

Auswertung

Besprechung der nebenstehenden Zeichnung
(im Unterrichtsgespräch).

Der rote Faden

Eine Kette ...

Vielleicht eine Sicherheitskette für ein Velo ...

Mit einem «Malerschlösschen» zusammengefasst ...

Aus Eisen oder Stahl hergestellt ...

Es braucht viel Kraft, eine solche Kette zu zerreißen.

Wo könnte diese Kette bei einer Zerreissprobe brechen?

???

Irgendwo, man weiss es nicht ...

Man kann es ziemlich genau sagen, wo eine Kette zerreißt. Denkt nur an das Spiel, womit ihr euch jeweils in der Pause beschäftigt. Ihr bildet eine Kette und versucht den letzten Schüler zu schleudern. Oft bricht aber die Kette ... beim schwächsten Glied!

Jede Kette bricht bei einer Probe beim schwächsten Glied. Sie ist darum nur so viel wert wie dieses schwächste Glied, auch wenn sie daneben noch so viele stärkere Glieder hat.

Die Zeichnung ist für uns nur ein Sinnbild. Damit ihr eher merkt, wo ich hinaus will, verwende ich etwas farbige Kreide.

Aha, die Kette hat genau 34 Glieder, 16 weisse und 18 blaue. Das sind auffallend gleich viele, wie wir Mädchen und Knaben sind. Die Zeichnung bedeutet unsere Klasse, und der Lehrer ist das «Malerschlösschen». Wir sind für ein paar Jahre eine Schicksalsgemeinschaft, sollten zusammenhalten, und auch der Lehrer versucht, euch wie ein starkes «Malerschlösschen» zusammenzufassen. Wenn wir auch nicht aus Stahl sind, unsere Kette besitzt trotzdem grosse innere Kräfte, besonders wenn wir einig sind.

Wir sagten aber, eine Kette sei nur so viel wert wie ihr schwächstes Glied. Wer ist das in unserer Klasse? Wer will unsere Gemeinschaft schwächen? (Es meldet sich niemand, denn keiner will schlechten Willens sein.)

Heute weiss ich es aber einmal besser. Es sind Glieder darunter, die ich nun rostig oder sogar mit einem Riss behaftet zeichnen muss. Schade, ausgerechnet jetzt, wo wir doch alle unsere Kraft zusammennehmen wollen, um mit einem Schultheater einer andern Klasse eine Freude zu bereiten. Es ist wirklich schade, wenn unsere Kette brechen sollte, denn wenn ein paar Schüler nicht mehr mittun wollen, was sollen dann die anderen erreichen, die im Stiche gelassen wurden? Ich wünschte, ich hätte wieder eine starke Kette, auf die ich stolz sein könnte ... (Überleitung zu einer Aussprache mit Abschluss wie im vorgenannten Beispiel.)



Es ist noch zu erwähnen, dass Lektionen dieser Art nur selten stundenplan-gerecht unter Dach gebracht werden können. Sie entspringen einem gewissen Gebot der Stunde, das Leben diktirt ihre Durchführung. Während gewisse Probleme vorteilhafter zuerst im Schosse der Klasse zur Reife kommen sollten, erfordern umgekehrt andere Situationen wieder ungesäumtes Handeln des Lehrers und lassen sich nicht leicht «aufs Eis legen». Meist heisst dies, dass wir ohne grosse Vorbereitung plötzlich vor einer dringenden Aufgabe stehen. Wir werden aber kaum versagen, wenn wir uns von der Absicht leiten lassen, selbst aus den hässlichsten Streitigkeiten unter Schülern an Stelle der trennenden die verbindenden Elemente herauszusuchen.

Die Markgenossenschaften im Mittelalter

Von Ernst Burkhard

Wie die Markgenossenschaften entstanden sind

Wollte sich eine Sippe in einer Gegend niederlassen, die bis dahin unbewohnt war, so begannen die Sippengenossen, das Land urbar zu machen. Gestrüpp und Bäume wurden mit der Axt und durch Feuer beseitigt, um Raum für die Wohnhäuser, die Gärten, die Felder und die Viehweide zu gewinnen. Der grösste Teil des ausgerodeten Landes diente als Weide.

Bei zunehmender Bevölkerung und wachsendem Viehstand erweiterten die Sippengenossen Feld und Weide. Land zur weitern Rodung war anfangs genügend vorhanden; jeder Bauer und jede Sippe konnte nach Belieben Neuland urbar machen und gewinnen.

Im Wald, der an das bebaute Land grenzte, durften die Sippengenossen holzen und jagen. Erst wenn das Einzugsgebiet einer Sippe mit dem einer andern zusammenstiess, kam es zu einer Grenzziehung. Durch Zeichen, die in die Eichenstämme gehauen wurden, bezeichnete man die Grenzen. Allmählich wurde das ganze Gebiet in Marken (Grenzen) einbezogen; eine Erweiterung war schliesslich nach keiner Seite hin mehr möglich. Da Bevölkerung und Viehstand immer zunahmen, wurde es notwendig, die Landzuteilung und die Ausnutzung des gemeinsamen Besitzes zu ordnen. Jedem Markgenossen erteilte man das Recht, eine bestimmte Anzahl Vieh auf der Allmend zu weiden. Auch die Holznutzung im Walde unterstellte man der Bewilligungspflicht. Diese Massnahmen trafen die Amtsleute der Markgenossenschaft, um der Überbenützung der Weide und einer zu grossen Lichtung der Wälder vorzubeugen. Sobald sich ein solches Vorgehen als notwendig erwies, gewannen die Markgenossenschaft und ihre Amtsleute erhöhte kulturelle Bedeutung. Sie stand jetzt nicht mehr vor einfachen Verwaltungsaufgaben; sie hatte auf weite Sicht bedeutsame Entscheidungen zu treffen.

Die ersten uns bekannten Nachrichten über Markgenossenschaften gehen auf Urkunden aus der Zeit des deutschen Königs Heinrich IV. (1056–1106) zurück.

Was zur Mark gehörte

Es gab Marken, die ganze Talschaften, mehrere Dörfer, einzelne Dörfer oder Bauernschaften umfassten.

Zur Mark gehörte der Besitz, der allen Markgenossen gemeinsam zukam, in erster Linie der Wald und die Viehweiden, dann die Flüsse, Bäche, unbebaute Wiesen, die im und um den Wald gelegen waren. Holzschlag, Jagd, Fischerei, Wachs- und Honiggewinnung von wilden Bienen unterstanden der Markgenossenschaft.

Nicht inbegriffen war das Privateigentum der Markgenossen, nämlich Haus, Garten, Ackerland, die bei den Wohnungen liegenden gepflegten Sonderwiesen, die Obstbäume, alles Land, «wohin Pflug und Sense gehen».

Oft gab es der unsicheren Grenzziehung zwischen Mark und Acker wegen Streitigkeiten.

Unbebautes, grasbewachsenes Land trug den Namen Heide. Heidland gerin- gern Umfangs nannte man Anger.

Es lassen sich in der Entwicklung der Markgenossenschaften zwei Strömungen feststellen:

1. Das Bestreben, den gemeinsamen Besitz zu erhalten oder gar zu vergrössern. In Markgenossenschaften, wo die Viehzucht vorherrschte, neigte man dazu, möglichst grosse Weideplätze zu erhalten und daher den Gemeinbesitz zu erweitern.

2. Das Bestreben, Grund und Boden zu zerstückeln und in den Besitz der Bauern übergehen zu lassen. Bei vorwiegendem Ackerbau in einer Gegend nahm die Entwicklung oft diese Richtung.

Im Mittelalter bestanden ungeteilter und geteilter Grundbesitz nebeneinander. Das Besitzverhältnis, wie es sich in alter Zeit gestaltete, blieb an manchen Orten in verschiedenen Einzelheiten bis heute bestehen.

Sobald ein Waldstück gerodet war, wurde es der Kirche zehntpflichtig, das heisst, vom Ertrag musste der Zehnte abgeliefert werden. Während einzelne Markgenossen die Erweiterung ihres Eigenbesitzes erstrebten, hatte die Markgenossenschaft als Ganzes ein Interesse daran, dem Reuten und Roden Einhalt zu gebieten und die Umwandlung des ungerodeten Landes in Kulturland möglichst einzuschränken. Selbst verlassene Huben wurden wieder Mark, damit sie der Zehntpflicht entbunden wurden. Wenn auf verlassenem gerodetem Land die Bäume über die Sträucher hinausgewachsen waren, durfte man das verwahrloste Grundstück wieder zur Mark schlagen. Ungeteiltes Land duldet innerhalb der Mark keinen Zaun. Wer aber in der Mark ein Stück Land umzäunte, ohne dass ein Markgenosse Einsprache erhob, durfte das Landstück behalten, sobald zwei Zäune verfault waren und wenn der dritte Zaun aufgestellt wurde.

Um die äussere Umgrenzung der Mark festzulegen, schnitt man Kerben in die Bäume, stellte grosse Steine auf oder verwendete natürliche Grenzen, wie z. B. Bach- oder Flussläufe. Mit Ruten, Stangen und Seilen nahm man die Ausmes-sungen vor. Oft gestattete man dem Vogt oder Obmann der Mark, durch Hammer- oder Axtwurf die Markgrenze zu bestimmen. Wo der Hammer oder die Axt niederfiel, setzte man die Grenzmarkierung.

Der Hammerwurf, einer der ältesten Gebräuche aus urgermanischer Zeit, diente auch dazu, die Grenze festzulegen, wenn ein Bauer seine Feldmark erweitern wollte. Wo der Hammer zu Boden fiel, zog man die Grenze. Sollte die Viehweide erweitert werden, so warf der Hirte den Hammer zur Grenzbestim-mung in den Wald. Ja sogar der weiteste Schattenfall auf das bebaute Land bestimmte an einzelnen Orten die Grenzlinie zwischen dem urbar gemachten Land und dem markgenossenschaftlichen Wald.

Die Rechte, die die Teilhaber der Markgenossenschaft besassen

Während Haus, Garten, Feld und Sonderwiese Eigentum des Markgenossen waren, besass er am Gemeingut nur Rechte.

Um Teilhaber am Besitz der Markgenossenschaft zu sein, musste der Markgenosse innerhalb der Mark Privateigentum besitzen. Als wichtigste Rechte galten die Benützung der Allmend als Viehweide und die Holznutzung in den Wäldern.

Meistens wurde für jeden Markgenosse bestimmt, welche Tiere: Rinder, Schafe, Ziegen oder Schweine, auf die Weide getrieben werden durften. Auch die Anzahl der zum Weiden berechtigten Tiere setzte man fest.

Der Gebrauch von Sichel und Sense war auf der Allmend nicht erlaubt; das Heuen war verboten. Der Graswuchs sollte in vollem Umfang dem Weidgang der Tiere vorbehalten bleiben. Da man Waldschaden durch Schafe und Ziegen befürchtete, bestimmte man in einzelnen Marken, wie weit sich diese Tiere dem Walde nähern durften. Die Hirten hatten diese Vorschriften genau zu beachten.

Die Schweine weidete man in den Wäldern, wenn Buchhecken und Eicheln dort zu finden waren. Je nach dem vorhandenen Futter setzte man oft auch hier die Anzahl der zugelassenen Schweine fest.

Der Heubedarf für die Stallfütterung während der kältesten Monate wurde auf eingezäunten Sonderwiesen geerntet. Diese Wiesen wurden anfangs genossenschaftlich verwaltet und besorgt; später gingen sie meistens in Privatbesitz über.

Äusserst wichtig für das Wirtschaftsleben im Mittelalter erwies sich der Wald. Während die Allmend in Gegenden, wo der Ackerbau sich ausdehnte, auf Kosten neuer Äcker verkleinert wurde, blieben die Wälder zum grössten Teil im Besitz der Markgenossenschaften. Freilich gab es schon früh Wälder, die im Besitz von Adeligen, Freien oder geistlichen Herrschaften waren; doch ging hier die Zerstückelung nur schrittweise vorstatten.

Als edelste Bäume galten die Eichen und die Buchen. Jedem Markgenosse stand das Recht zu, Holz für den Hausbau aus dem Walde zu beziehen. Wer Bauholz benötigte, hatte von der Markgenossenschaft oder von deren eingesetzten Bevollmächtigten eine Bewilligung einzuholen. Es kam vor, dass beim Nachsuchen dieser Bewilligung ein bestimmtes Vorgehen und bestimmte Abgaben vorgeschrieben waren. So heisst es in einem Weistum (Aufzeichnung von Rechtsgewohnheiten und Rechtsbelehrungen), dass der Gesuchsteller «mit hangenden henden vor den ubirsten vorster (obersten Förster) gehin sal, daz ist in ieder hende ein hun und einen schilling pfenge in der andern hant». Dann soll er «huwen wes er bedarf zu sime gebuwe». Wenn ein Markgenosse «verunglückt oder im krieg abgebrannt ist», soll ihm so viel Holz zugewiesen werden, dass er sein Haus wieder aufbauen kann. Gehauenes Bauholz musste innert Jahresfrist und einem Tag verarbeitet werden.

Brennholz dagegen und anderes Holz, das nicht zum Bauen verwendet wurde, war sofort aus dem Wald zu entfernen. In den meisten Markgenossenschaften war jeder Markgenosse befugt, Holz für den Hausbrand zu hauen. Das Brennholz wurde als «Sommergabe» im April, als «Wintergabe» auf Martini (11. November) angewiesen. Die zugewiesenen Bäume mussten vor dem Christtag im Walde gehauen werden. Da und dort bestanden für den Brennholzbezug besondere Bedingungen. So durfte man an einzelnen Orten zum Gewinnen von Brennholz nur Axt und Gertel verwenden. Ferner kam es vor, dass die gerin-

gern Grundbesitzer nur berechtigt waren, den Abfall, dürres Holz und Laub für Küche und Heizung, zu sammeln.

Besondere Bestimmungen ordneten die Verwendung des Holzes, das durch Naturereignisse, Blitzschlag und Windfall, niedergelegt worden war. So erhielt in einer Gegend der Förster dieses Holz, dürres und grünes. In einem andern Weis-tum wird bestimmt, dass das Holz, das «niedergefallen» ist, «so zur zimmerunge nicht müge», dem Markgenossen zufalle, der es zuerst entdeckt habe.

Vielerorts galt der Freitag als Holzlesetag. An diesem Tage war das Holzen im Walde gestattet. Aber die Holzsammler durften weder «axten noch barten oder messer» bei sich haben. Auch durften die Holzstücke nur einen Umfang aufweisen, der nicht «grösser als eines daumes dicke» war. Ebenfalls machte man einen Unterschied zwischen Weichholz und Hartholz. Während bei den Burgundern Weichholz sogar im Walde eines andern ohne weiteres gehauen werden durfte, war die Gewinnung von Hartholz (Eichen- und Buchenholz) bewilligungspflichtig.

Wurden Wagen oder Pflüge weit von der Heimstätte so beschädigt, dass eine Reparatur auf dem Platze sich als notwendig erwies, so konnte das Wagen- oder Pflugholz «für augenblickliche notdurft» gefällt werden, ohne dass eine Strafe zu erwarten war.

Holz verwendeten auch verschiedene Handwerker zur Verfertigung von allerlei Geräten und Gegenständen. Die Baumrinde fand als Gerberlohe reichliche Verwendung, um Leder zu bereiten.

In den Wäldern rauchten die Meiler; denn Holzkohle brauchten die Schmiede und die Töpfer zum Brennen des Geschirrs. Die Schmiede erhielten zweimal im Jahre Holzkohlen, «im lenzen ein wagen volle und im herbst zween wagen volle; darumb soll ir ieglicher einem märkermeister (Förster, Bannwart) ein pferd neu-brschlagen an allen vier füssen».

Die Töpfer durften nur «liegendes holze» oder «windbläsiges holze», nicht grünes Holz verwenden. Konnten die Töpfer ihre Gefäße nicht verkaufen, so durften sie mit einem Karren von Haus zu Haus fahren und ihre Ware billiger verkaufen, «ein dreiling umb ein helbling». Dies war eine Art mittelalterlicher Ausverkauf.

Die Wälder dehnten sich weit aus; Holz bargen sie in Fülle, so dass man ihnen über den normalen Bedarf hinaus Holz entnehmen konnte, ohne dass die Forstwirtschaft Schaden litt. Der Spruchdichter Freidank schrieb daher zwischen 1215 und 1230: Dem richen walt lützel schadet, ob sich ein man mit holze ladet.

Wie die Mark verwaltet wurde

In den freien Markgenossenschaften, wie sie z. B. in den Waldstätten bestanden, übte die Gesamtheit der Teilhaber die oberste Gewalt aus. Oft bildeten die Tagungen der Markgenossen die Vorstufe der politischen Landsgemeinden.

Im Unterland, wo der Ackerbau die erste Stelle einnahm, stand nicht die Weide, sondern der Wald im Vordergrund. Die Markgenossenschaft wählte Aufseher, die man Förster oder Bannwarte nannte. Im Gebirge jedoch hatten sich die Markgenossen in erster Linie mit den Viehweiden zu befassen. Es galt, über das Belegen der Weiden, das Erstellen der Wege zu den Alpen, den Bau von Hütten und das Anlegen von Zäunen zu beraten. Alle wichtigen Beschlüsse wurden an der Versammlung der Markgenossen von der Gesamtheit der Teilhaber gefasst.

Neben diesen freien Markgenossenschaften gab es noch grundherrliche. Hier befahl der Grundherr; er ernannte die Aufsichtsbeamten. Die Versammlung der Markgenossen diente dazu, den Herrschaftsherrn über die Lage im einzelnen aufzuklären und Befehle und Weisungen entgegenzunehmen; es war gleichsam ein Rapport.

In den gemischten Markgenossenschaften hatten sich Edle und freie Bauernsippen zusammengeschlossen. Auch hier übten die Adeligen eine gewisse Vorherrschaft aus. Den Vorsitz führte meist ein Edler, dessen Burg am nächsten bei der Mark lag.

Meist jährlich und um wichtige Beschlüsse zu fassen, fanden die Dingtage der Markgenossen statt. Hier wählte man die Vögte und Amtsleute, die Weistümer wurden verlesen, Rügen angebracht und erledigt, Bussen eingezogen.

Nach Erledigung der Geschäfte setzte ein fröhliches Zechen ein, wobei auch politische Fragen zur Sprache kamen. Für die Entstehung der Eidgenossenschaft waren die Markgenossenschaften von grosser Bedeutung, weil sie die Gelegenheit boten, sich gegenseitig auszusprechen und zu wichtigen Fragen Stellung zu beziehen.

Während des Mittelalters dehnten sich die landesherrlichen Rechte auf Kosten der genossenschaftlichen Verbände immer weiter aus. So geschah es, dass auch die Befugnisse der Markgenossenschaften immer mehr eingeschränkt wurden.

Wie man Übertretungen der Markordnung bestrafte

Sehr streng waren die in den Weistümern niedergelegten Strafen, die gegen Übertreter der Markordnungen anzuwenden waren.

Wer einen Waldbrand verursachte, sollte enthauptet, und wer Bäume im Wald schälte, dem sollte die eine Hand abgeschlagen werden. Wenn ein Förster im Walde Überreste von verbranntem grünem Holz fand, sollte der Täter ein Pfund Busse bezahlen.

Ein anderes Weistum verfügte, dass ein Mann, den man beim Anzünden eines Waldes erwischte, neun Schuh barfuss vor ein brennendes Fuder Holz gelegt werden sollte, «und soll ihn lassen sitzen, bis ihm die sohlen von den füssen fallen.»

Eine weitere Bestimmung aus einer andern Gegend lautet: «Wer die Mark freventlich ansteckt und verbrennt, denselben soll man in eine rauhe kuh- oder ochsenhaut thun und ihn drei schritt vor das feuer, da es am allerheftigsten brennt, legen, bis das feuer über ihn brennt, und soll man zum zweiten und drittenmal thun an dem ort, wo es am heftigsten brennt, und wenn dies geschehen und er bleibt lebendig oder nicht, so hat er gebüsset».

Wer Holz aus der Mark wegführte und verkaufte, sollte 5 Mark Busse bezahlen. Die Bussen bei geringern Vergehen waren sehr ungleich in den verschiedenen Markgenossenschaften. Nächtlicher Waldfrevel wurde aber beinahe überall mit erhöhten Strafen belegt.

Die Markgenossenschaften in den Waldstätten

Im Mittelalter kam dem Ackerbau in den Alpentälern höhere Bedeutung zu als heutzutage; denn in jener Zeit waren die Landschaften weitgehend auf Selbstversorgung angewiesen. Man traf in den Alpentälern Korn- und Rübenfelder. Auch der Nussbaum wurde zur Ölgewinnung häufig gepflanzt.

Anfangs war wohl auch in den Waldstätten die Waldnutzung frei. Wir treffen im Hofrecht von Murbach-Luzern vor 1291 schon die Bestimmung, dass ein Bannwart die Waldnutzung zu überwachen hatte. In den Hochtälern, wo die Lawinengefahr drohte, erkannte man schon frühe den Wert der Bannwälder für den Lawinenschutz und verhinderte es daher, diesen Schutzwall durch Holzschlag zu schwächen.

In Schwyz bestand für das ganze Land nur eine einzige Markgenossenschaft. Dort deckte sich der Dingtag der Markgenossen mit der Landsgemeinde, die die für den Lawinenschutz und gegen die Wildbachgefahr notwendigen Vorschriften aufstellte. Unbefugtes Holzen in verbotenen Wäldern wurde mit drei Schilling je Stamm gebüsst. Die Schwyzer Allmend reichte von Steinen bis zur Urner Grenze. Sie umfasste, wie noch heute, beinahe sämtliche Alpen des Landes. Noch im 14. Jahrhundert konnte jeder Bauer des Landes so viele Pferde, Gross- und Kleinvieh auf die Weide treiben, als er wollte. Auch war es unbeschränkt gestattet, Hütten auf dem Boden der Markgemeinde zu erstellen. Grosse Teile der Gemeindemark gingen durch Kauf an Private über. Eine Mittelstellung zwischen der Allmend und dem unbeschränkten Privateigentum nahmen im Lande Schwyz die Gemeindemarkgüter ein. Beim Verkauf dieser Matten an Private behielt sich die Landsgemeinde vor, dass jeder Landsmann berechtigt sein sollte, im Frühling bis 14 Tage vor Johanni (10. Juni) und im Herbst von St. Michaeli (15. September) an sein Vieh dort weiden zu lassen. Nur wenn der Eigentümer Korn oder Rüben auf dem Grundstück anpflanzte, fiel diese Bestimmung dahin.

Uri besass auch nur eine einzige Markgenossenschaft, die das ganze Land, jedoch ohne das Urserental, umfasste. Die frühere Herrin des Landes, die Äbtissin von Fraumünster in Zürich, hatte hier die Zerstückelung des Gemeindebesitzes, wie sie im Lande Schwyz schon ziemlich weitgehend erfolgt war, verhindert. Immerhin erwarben in der Folge manche Gemeinden von der Markgenossenschaft einige Rechte. So kaufte z. B. die Gemeinde Seelisberg einen Teil von Wald und Weide, der von nun an in dieser Kirchengemeinde «rechtes eigentum der kirchgenossen» sein sollte.

Ganz ausnahmsweise gingen jedoch Alpen in den Besitz von Privatgesellschaften über. So wurde 1385 den Berggenossen auf Golzern im Maderanertal ihr privates Recht auf die Fronalp daselbst bestätigt und verkäuflich erklärt, was beweist, dass dieses Recht schon vorher in privaten Besitz übergegangen war.

Anders lagen die Verhältnisse in Unterwalden. Hier besass weder das ganze Land noch Ob- oder Nidwalden eine Markgenossenschaft. Schon von Anfang an bildeten die Angehörigen der einzelnen Kirchspiele genossenschaftliche Verbände mit Wald- und Allmendbesitz. Allein im 14. und zu Beginn des 15. Jahrhunderts setzte eine weitere Zersplitterung in kleinere Verbände ein, in Nidwalden Ürten, in Obwalden Teilsamen genannt. Diese bestehen im wesentlichen noch heute als ökonomische Gemeinden.

Als Beispiel einer solchen Teilung sei angeführt, dass die heutigen Gemeinden Ennetbürgen, Buochs, Beckenried und Emmeten noch anfangs des 14. Jahrhunderts eine einheitliche Markgenossenschaft bildeten. Die Dorfleute bezogen ihr Holz aus den Wäldern in ihrer Nähe und trieben das Vieh auf die ihnen am nächsten liegenden Allmendteile. 1348 verlangten die Dorfleute von Buochs und die ab Bürgen, dass die Allmend zwischen Buochs und Ennetbürgen und die Wälder in der Nähe ihnen allein vorbehalten werden sollten. Elf Schiedsrichter

aus Uri, Schwyz und Obwalden verfügten die Trennung der umstrittenen Allmend und eines Teils der Wälder vom gemeinsamen Besitz der vier Gemeinden. Auf solche Weise spalteten sich sowohl in Nidwalden als auch in Obwalden die grössern Markgenossenschaften in kleinere.

Aus dem Dorfrecht von Buochs aus dem Jahre 1433, also nach der Teilung, sind noch einige Einzelheiten bekanntgeworden. Für den Hausbau können 24 Balken aus dem Gemeindewald bezogen werden, für eine Diele oder Vorlaube nicht mehr als 6, für einen Speicher 3. Für jeden unbefugten Baumschlag betrug die Busse 30 Schilling.

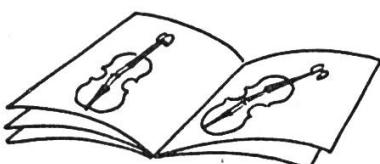
In Unterwalden befanden sich, im Gegensatz zu Uri und Schwyz, die Alpweiden schon frühe in Privatbesitz, im Besitz von einzelnen Grundherren und Gesellschaften. Erst im 14. und 15. Jahrhundert kam ein Teil der Alpen in den Besitz der Ürten und Teilsamen. Der Rest der Alpen gehörte weiterhin Privaten.

Die Markgenossenschaften, besonders in Uri und Schwyz, trugen wesentlich dazu bei, dass der Zusammenschluss der drei Waldstätte erfolgen konnte. Im Ding der Markgenossenschaften reiften die Entschlüsse, die zum Bund auf dem Rütli, zur Vertreibung der österreichischen Vögte und schliesslich zur siegreichen Behauptung der Unabhängigkeit führten.

Zeichnungen beleben den Sprachunterricht

Von Anton Friedrich

Diese Zeichnungen sollen nicht viel Zeit kosten und brauchen auch keine Kunstwerke zu sein. Mit wenigen Kreidestrichen entwerfen wir an der Wandtafel eine flüchtige Skizze und geben damit manchem Schüler eine einprägsame Gedächtnisstütze. Selbstverständlich kann man die Abbildungen aber auch etwas sorgfältiger mit Tusche auf helles Packpapier zeichnen. Die Bilder liegen so stets fertig und griffbereit in einer Mappe.



8 Saiten auf 2 Seiten! Die Violine braucht 4 Saiten; das Heft hat viele Seiten.



Die Mutter flickt ihre feinen Strümpfe weder mit Saite noch mit Seite, sondern mit Seide.



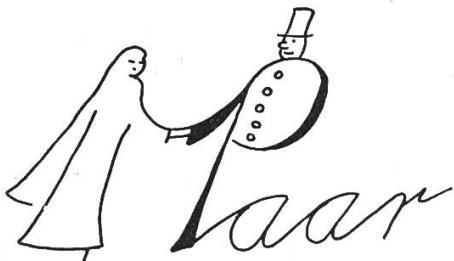
Auch ein *Moor* kann in

einem *Moor* Moorbäder geniessen. Kannst du dir auch Moorbäder vorstellen?



Es ist *wahr*, dass ich die Aufgaben gelöst habe. Es ist wahr, dass es diesen Sommer viel geregnet hat. Ist es wahr, dass der Blitz in eine Linde geschlagen hat?

Ich *war* in den Ferien. Ich war krank. Ich war sehr müde.



Zu einem braucht es immer zwei. Ein Menschenpaar, ein Paar Würste, ein Paar Schuhbändel, ein Paar Hosen, ein Paar Handschuhe.

Wenn ich ein

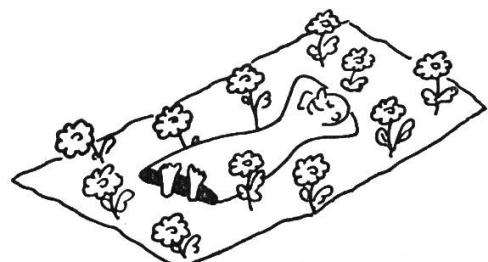


Äpfel verlange, wünsche ich drei oder mehr Stück. Ein Paar Cervelats und ein Paar Schüblige sind zusammen vier Würste. Wie viele Gegenstände gibt das zusammen: Ein Paar Socken und ein paar Taschentücher?

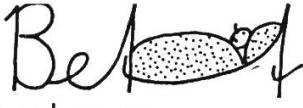
Man muss achtgeben, dass



richtig schreibt. Man sieht manchmal einen Mann mit einem Schnauz.



Du kannst zur Not auch in einem Beet schlafen.

In einem weichen, warmen  schläft sich's aber besser.



Endlich bin ich am Ziel. Endlich habe ich das Ende der Rennstrecke erreicht. Nicht: Ent-lich.



mahlen und
malen sind verschiedene Wörter.

Zum Mahlen braucht es meist eine Mühle. Unter dem h ist sie versteckt. Kaffee, Getreide, Kakao und viele andere Nahrungsmittel werden gemahlen. Mit dem Pinsel wird gemalt. Der Maler malt. Der Müller mahlt. Maler und Müller, beide ma-?



Sogar die Spatzen spazieren ohne tz!

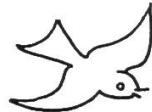
Sei so gut und hole mir das Telefonbuch! Ich möchte dem Zahnarzt telefonieren. Ein Zahn ist



höhle. Unter dem h siehst du die Höhle. «hölen» und «hohlen» kannst du jetzt nicht mehr verwechseln. Schreibe richtig: Ich muss noch Brot ho-. Ich habe einen ho- Zahn.



«Und die Lärche singt nicht mehr.» Sie hat aber auch nie gesungen, wohl aber die Lerche!





fallen, fiel, ge-fallen. Ich fiel auf die Nase.



Diktat: Viele Äpfel fielen vom Baume.
Viele Ziegel fielen auf die Strasse.
Viel Geld fiel auf den Boden. Es fielen viele Schlittschuhläufer um.

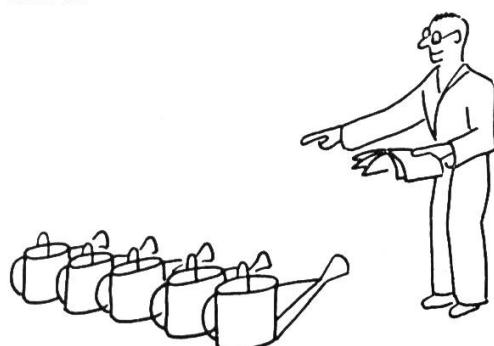
lehren, lernen, leeren

Der Lehrer lehrt die Schüler, aber er leert sie nicht.



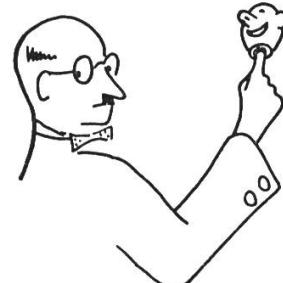
Er leert zwar auch etwa, dann aber den Papierkorb oder eine Giesskanne.

Wenn er Giesskannen lehren wollte, würde er schlechte Erfahrungen machen.



Der Lehrer lehrt und leert also. Er lernt sogar; er ist nämlich auch nicht allwissend. Er muss immer wieder Neues lernen.

Ein Lehrerkopf ist kein leerer Kopf. Hier siehst du einen Lehrerkopf; er zeigt dir einen leeren Kopf.



hinaus
hinüber
hinauf, hinab,
hinunter
hinein



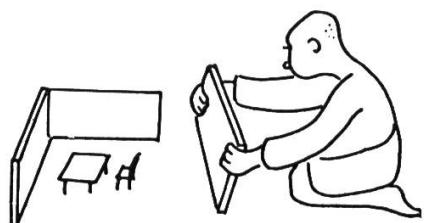
heraus
herüber
herauf, herab
herunter
herein



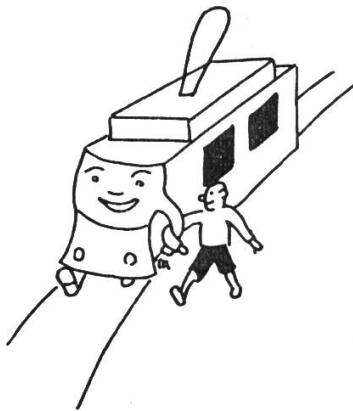
Der Reiter sprengt davon. Setzest du diesen Satz so in die Vergangenheit: Der Reiter sprang davon? Du bist schuld, dass er dann springen muss!



Was nicht alles gemacht wird. Wir machen Versteckis, wir machen einen Kuchen, wir machen die Betten, wir machen die Stube. «Am Morgen musste ich die Stube machen.»



Viele Schüler gehen immer. Sie gehen auf einen Berg. Sie gehen mit dem Tram. Sie gehen mit dem Zug. «Ich ging mit dem Tram zum Bahnhof.»



Eine Zeichenstunde auf der Unterstufe*

Von Jakob Menzi

Die zeichnerische Darstellung von Tieren gehört bekanntlich zum Schwersten im Zeichenunterricht, sofern es sich um höhere Tiere und nicht um Schnecken, Schmetterlinge und dergleichen handelt. Auch Vögel sind noch verhältnismässig leicht darzustellen. Schwieriger wird die Sache bei unseren Vierbeinern. Die meisten erwachsenen Menschen getrauen sich kaum, einen Hund oder ein Pferd zu zeichnen, geschweige denn ein weniger bekanntes Tier. Diese Hemmungen stellen sich bereits während des Schulalters ein, und zwar meist am Übergang vom Märchenalter ins realistische Alter, d. h. etwa im 10. oder 11. Lebensjahr. Mit diesem Übertritt beginnt das Kind sich selber und damit auch seine Leistungen zu beurteilen, während der Schüler der Elementarstufe im allgemeinen noch alles ungehemmt darstellt. Wo sich auf dieser Stufe schon Hemmungen einstellen, ist die Ursache weniger in der Selbstkritik zu suchen als in der Kritik der Erwachsenen, der grösseren Geschwister oder der Spielkameraden. Obgleich Mensch und Tier zu den ersten Darstellungen des Kindes gehören, stellen sich Hemmungen gerade bei deren Wiedergabe am ehesten ein; das Kind erklärt: «Das kann ich nicht.» Ein unbeholfen gezeichnetes Menschengesicht, ein unproportionierter Mensch oder auch ein Tier wirken als Maske oder sonstwie lächerlich und reizen den «besser» Wissenden zu Widerspruch oder Spott. Nichts ist daher für eine gesunde Entwicklung der zeichnerischen Fähigkeiten wichtiger als das Vertrauen zum Erzieher, der alles wohlwollend und verständnisvoll beurteilt und die kindlichen «Fehler», die im Grunde genommen meist gar keine solchen sind, mit wissender Nachsicht behandelt. Kinder, die in dieser Beziehung üble Erfahrungen gemacht haben, getrauen sich oft nicht ohne innere Widerstände an eine gestellte Aufgabe. Mit dem nötigen Einfühlungsvermögen wird man sie aber immer zum Zeichnen bringen. Wir sagen ihnen z. B., dass wir ja gar kein fehlerloses Pferd erwarten. Wir lassen durch das Kind eine kurze Beschreibung des betreffenden Tieres geben; ist es dazu nicht fähig, zählt es wenigstens auf, was alles zum Tier gehört, also: der Bauch, vier Beine, ein Kopf, ein Schwanz, die Ohren, die Augen, die Füsse usw. Nach dem Hals braucht man nicht unbedingt zu fragen; denn auf einer frühen Entwicklungsstufe wird der Kopf direkt am Rumpf angesetzt. Wir fragen weiter: «Wo könnten wir nun mit Zeichnen beginnen?» Darauf wird meist der Bauch genannt, auch etwa der Kopf, selten die Beine. Natürlich versuchen wir es zuerst mit dem

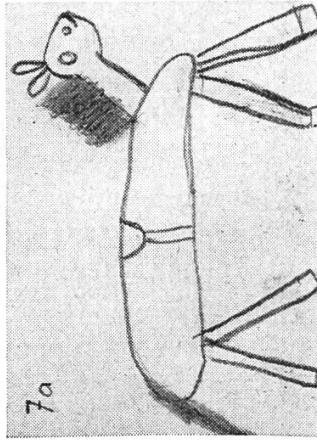
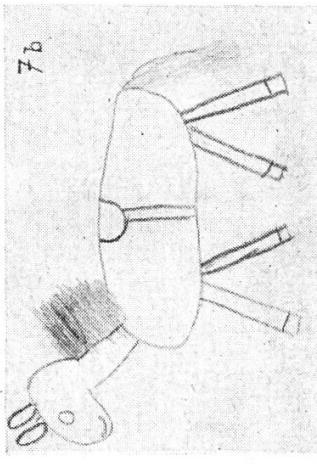
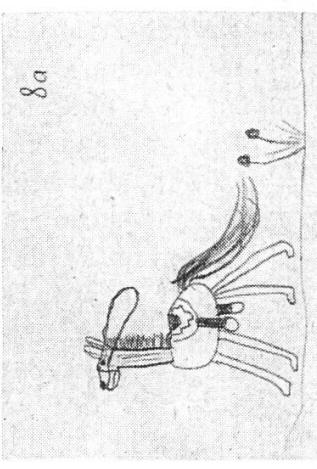
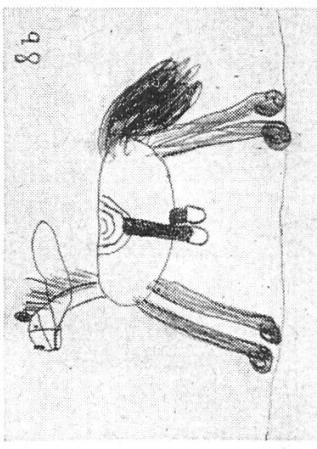
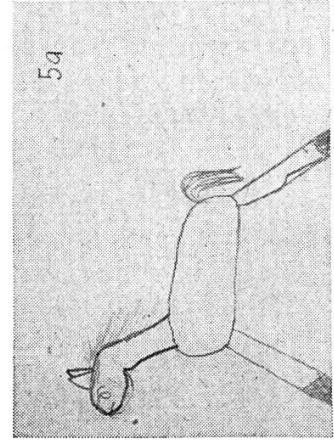
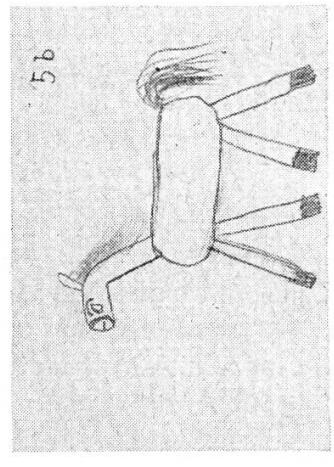
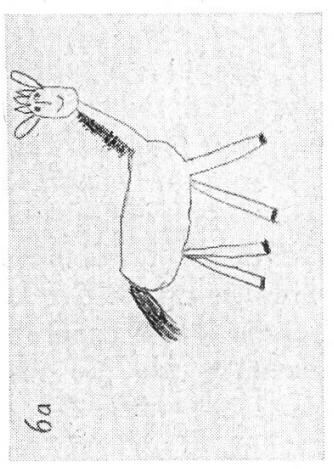
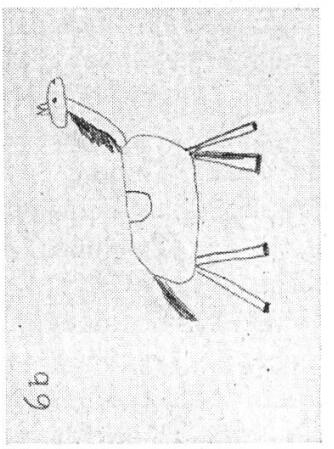
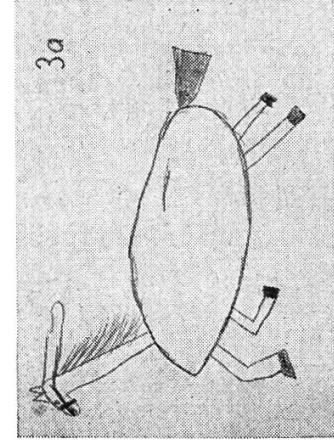
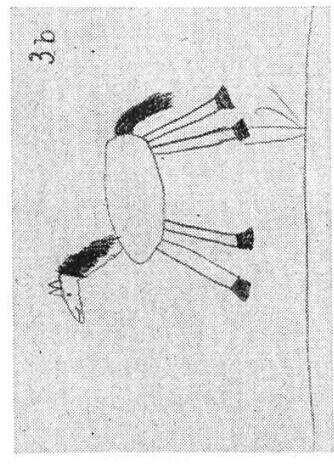
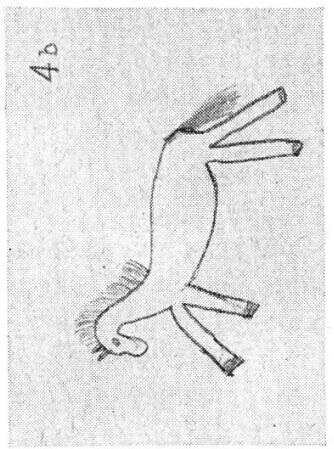
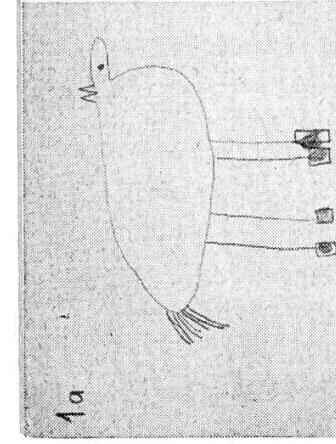
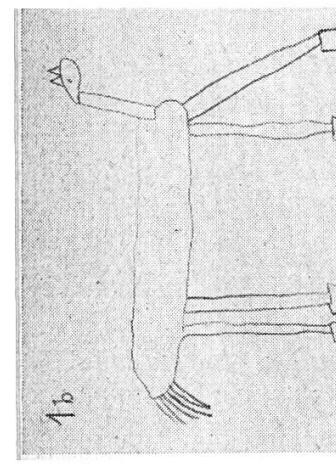
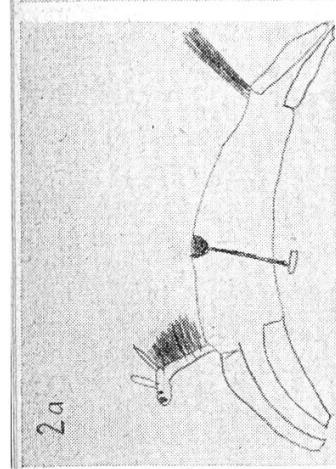
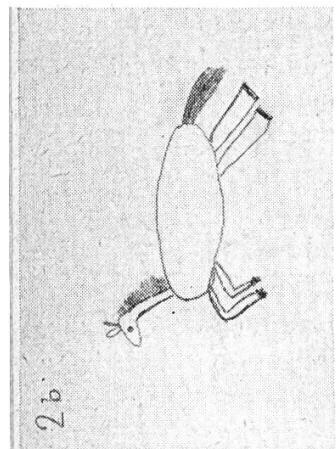
* Unter dem gleichen Titel sind schon früher zwei Arbeiten in der Neuen Schulpraxis erschienen, nämlich im Juniheft 1950 (Tanne) und im Augustheft 1941 (Laubbaum).

Hauptbauteil, dem Bauch. Wenn das Kind sich auch jetzt noch nicht an die Arbeit getraut, sagen wir ihm vielleicht: «Dann zeichnen wir einmal etwas ganz Leichtes, eine Kartoffel!» Sobald das mehr oder weniger rundliche Ding da ist, stellen wir fest, dass das ja gerade der Bauch des Tieres sein könnte. Nun zeichnen wir ihm eine etwas kleinere Kartoffel als Kopf, dann kommen noch vier Beine und ein Schwanz hinzu. Bei diesem Ablenkungsmanöver vergisst das Kind seine Hemmungen, die einzelnen Teile stellt es ohne weiteres dar, während eben das ganze Tier mit seiner verwirrenden Fülle von Formen nicht übersehen werden konnte. Es ist mir tatsächlich bis heute kein Kind begegnet, das ich auf diese Weise nicht zum Zeichnen gebracht hätte. Um solche Hemmungen auch für die Zukunft zu zerstreuen, muss man natürlich die Leistung anerkennen, auch wenn sie noch so dürftig ausfällt.

Damit, dass das Kind das vierbeinige «Tier an sich» (ohne besondere charakteristische Merkmale) zeichnet, ist schon viel gewonnen. Ein nächster Schritt ist der, dass wir besondere Merkmale beobachten und nennen, z. B. den Rüssel beim Elefanten, den langen Hals bei der Giraffe, das Geweih beim Hirsch, die langen Ohren beim Hasen, die schlanken Beine beim Reh, den geschweiften Hals samt Mähne beim Pferd usw. Je nach den Fähigkeiten der einzelnen Schüler können wir mit dem Aufzählen besonderer Merkmale noch weiter gehen. So wären beim Pferd z. B. noch zu nennen: die geschweifte Rückenlinie, der buschige Schwanz ohne «Stiel», der lange Kopf, die Hufe, die Knickungen der Gelenke usw. Voraussetzung ist selbstverständlich, dass sich das Kind im Unterricht längere Zeit mit dem Pferd befasst hat. An Gelegenheiten fehlt es ja nicht. In unserem Fall sprachen wir vom Zirkus und von den schönen Zirkuspferden. Im Anschluss daran erzählte ich den Erstklässlern in einer Reihe von Stunden die herrliche Geschichte «Das Rösslein Hü» von Ursula M. Williams (Verlag Benziger & Co., Einsiedeln). Andere Gelegenheiten, das Pferd zu besprechen, ergeben sich bei der Behandlung der Themen «Auf dem Bauernhof», «Beim Schmied», «Beim Fuhrmann», «Auf dem Karussell» usw.

Bevor man Tiere zeichnen lässt, wird man im allgemeinen gut tun, sie vorher plastisch irgendwie darzustellen, sei es in Plastilin oder Ton, als Bastelarbeit aus Draht, Kartonstreifen, Rosskastanien, Eicheln und anderen Materialien. Viele Fehler und Irrtümer werden schon durch diese Arbeiten vermieden. Dem Zeichnen geht, wie weiter oben erwähnt, meist eine nicht zu lange, zusammenfassende Besprechung über die besonderen Merkmale des Tieres voraus. Weil so aber der Erfolg dieser vorbereitenden Massnahmen nicht sichtbar wird, bleibt beim Lehrer gern ein Gefühl der Unsicherheit über den eingeschlagenen Weg zurück. Er wird daher gut tun, von Zeit zu Zeit vor der eigentlichen Arbeit eine Testzeichnung anfertigen zu lassen, wie dies bei der Entstehung der folgenden Schülerarbeiten der Fall war.

Ich teilte den Schülern ein Zeichenblättchen A6 (Postkartengröße) aus und liess sie eine Testzeichnung (unbeeinflusst) erstellen. Die Anweisung lautete einfach: «Wir haben schon so viel vom Rösslein gesprochen und erzählt; nun dürft ihr einmal eines zeichnen, aber es soll nicht gesattelt sein. Ihr könnt gleich beginnen!» Nach etwa 10 Minuten sammelte ich die Blätter ein, rief die Schüler nach vorn, und nun durchgingen wir alle Zeichnungen und stellten bei jeder fest, was daran gut gelungen sei und was noch besser sein könnte. Vor allem wurde danach gefragt, warum man sofort sehe, dass es ein Rösslein sei, oder



allenfalls auch, warum man es nicht sehe. Bei dieser Gelegenheit kam immer wieder zum Ausdruck, dass das Pferd einen langen Kopf, einen besenförmigen Schwanz, einen gebogenen Hals habe. Auch auf falsche Größenverhältnisse der Teile wiesen wir hin, ebenso auf schlechte Raumaufteilung (zu kleine Darstellungen). Zum Schluss sagte ich: «Jetzt wisst ihr, was man noch besser zeichnen könnte; nun zeichnen wir nochmals ein ganz feines Rösslein!» Bei einem grossen Teil der Schüler war bei dieser Massnahme ein deutlicher Fortschritt zu erkennen, wie die folgenden Abbildungen zeigen. Die gleichen Nummern gehören immer dem selben Schüler, a ist die erste Ausführung (Testzeichnung), b die zweite, nach der Besprechung. Bei dieser Versuchsanordnung ist ein sichtbarer Erfolg immer festzustellen, was dem Lehrer die Gewissheit gibt, dass er auf dem rechten Weg ist. Allerdings muss man sich auch mit kleinen Teilerfolgen zufrieden geben, denn das Kind kann ja sein Entwicklungsalter nicht einfach überspringen. Wir können ihm auf den Wegen zur Erkenntnis der Dinge nur behilflich sein. Das gilt ja übrigens auch für alle andern Fächer.

Natürlich wird der Lehrer, auch wenn er die unbeeinflusste Zeichnung nicht ausführen lässt, während der Arbeit durch die Klasse schreiten und da und dort mit einzelnen Schülern ihre Arbeit besprechen und sie vor allem zur Vollzähligkeit der Bauteile ermuntern. Er wird z. B. sagen: «Das Rösslein gefällt mir ganz gut, zeichne ihm die Beine nun noch so, dass man sie bemalen kann (mit zwei Linien begrenzen, statt nur eines Striches). Es sollte noch Hufe haben; man sollte alle vier Beine sehen, die Mähne hast du vergessen.» Usw.

Legende zu den Bildern

(Alle Zeichnungen stammen von Erstklässlern.)

Bild 1a und b: Arbeiten einer allgemein schwachen Schülerin. Noch kaum erkennbare Merkmale des Pferdes; Hals fehlt; Beine nicht flächig dargestellt; Füsse sind formlose Klumpen. – Zweite Arbeit lässt Pferd erkennen; Hals wird dargestellt; Beine flächig gezeichnet («so, dass man sie bemalen kann»); Ansatz der Vorderbeine an der richtigen Stelle; ein Bein in Schreitstellung; Mähne fehlt immer noch.

Bild 2a und b: Arbeiten eines eher unternormal begabten Mädchens. Unproportionierte Darstellung, Hals und Kopf viel zu klein; Leib teilweise nicht begrenzt, so dass die Darstellung auseinanderfällt; Stellung und Sattel lassen trotzdem Pferd erkennen (Sattel war nicht erwünscht!). – Zweite Arbeit besser proportioniert; Bildzusammenhang sehr gut gelungen; Vorderbeine geknickt; Hufe dargestellt.

Bild 3a und b: Arbeiten eines gut begabten Mädchens. Gesamtdarstellung noch sehr unproportioniert; Leib zu massig; Beine zu kurz; Schwanz steif; Halsansatz zu weit hinten. – Zweite Arbeit sehr gut proportioniert; Schwanz fällt richtig; Beine länger, aber Knickung aufgegeben.

Bild 4a und b: Arbeiten eines sehr fahri gen Knaben, Linkshänder. Viel zu kleine, formlose Darstellung, schlecht beobachtet; Hinterbeine falsch geknickt; Mähne eine formlose Masse. – Zweite Arbeit verblüffend gute Umrisszeichnung; Knickung der Gelenke aufgegeben; Raumverteilung gut gelungen; Hufe dargestellt; Mähne klar aufgesetzt; Gesamtdarstellung sehr gut und lebendig.

Bild 5a und b: Arbeiten einer gut begabten Schülerin. Format nicht gut ausgefüllt; Blattrand als Boden verwendet; nur zwei Beine sichtbar; Schildkrötenkopf; Stellung gut. – Zweite Arbeit besser in den Raum gesetzt; alle vier Beine dargestellt, schreitend; Form des Kopfes um einiges besser.

Bild 6a und b: Arbeiten eines normal begabten Mädchens. Merkwürdige Mischung von Umrisszeichnung und Einzeldarstellung (Rumpf, Hals und ein Bein als Umriss, alles übrige als Einzelteile); Kopf mit Ansicht von vorn (Menschengesicht); Hinterbeine zu weit vorn angesetzt. – Zweite Arbeit, Umrisszeichnung aufgegeben; Hinterbeine richtig angesetzt; Kopf in Seitenansicht, aber nicht richtig auf den Hals gesetzt; Stellung gut.

Bild 7a und b: Arbeiten eines normal begabten Knaben. Leib zu lang; Ansatz des Halses zu weit hinten, der Hinterbeine zu weit vorn; Hufe nur an den Vorderbeinen dargestellt; Kopf zu kurz. –

Zweite Arbeit besser proportioniert; alle Beine an der richtigen Stelle angewachsen; alle vier Hufe gezeichnet; Kopf etwas länger.

Bild 8a und b: Arbeiten eines normal begabten Mädchens. Darstellung zu klein, nicht gut in den Raum gesetzt; nach der Haltung eher ein Reh als ein Pferd; Füsse statt Hufe; Bein und Fuss als Einheit gezeichnet; recht lebendige Darstellung. – Zweite Arbeit besser als Pferd erkennbar; Kopf noch zu kurz; Hals leicht gebogen; Hufe, nicht mehr Füsse, klumpenförmig; Schweif nicht mehr so elegant wie in der ersten Zeichnung; erster Versuch einer räumlichen Darstellung, weil hinterer Steigbügel sichtbar.

Chemische Wirkungen des elektrischen Stromes

Von Max Schatzmann

Einleitung

1. Im Novemberheft 1952 der Neuen Schulpraxis habe ich im Aufsatz «Grundbegriffe der modernen Elektrizitätslehre» einen Stoffplan der Elektrizitätslehre umrissen und gleichzeitig einige Abschnitte eingehender ausgeführt.

Im Juliheft 1953 ist die Ausarbeitung der beiden Kapitel «Magnetismus» und «Das magnetische Feld» unter dem Titel «Magnetismus und Elektromagnetismus» erschienen.

2. Der vorliegende Aufsatz bringt nun als weitere Ergänzung die Ausarbeitung des Kapitels «8. Chemische Wirkungen des elektrischen Stromes». Die Gliederung nach Dezimalzahlen stimmt daher mit den genannten früheren Arbeiten überein.

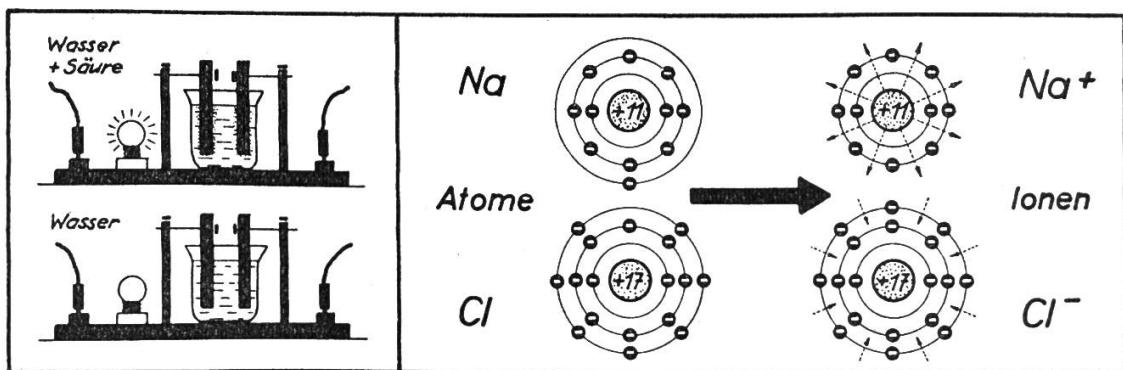
3. Es ist vorteilhaft, die chemischen Wirkungen des elektrischen Stromes erst dann zu besprechen, wenn die Schüler einige Kenntnisse der Chemie besitzen; sonst bleiben die wesentlichen Vorgänge bei der Elektrolyse unverständlich. Der Abschnitt 82 kann kurz behandelt werden.

4. Für die Durchführung der Versuche, die Verwendung der Zeichnungen und Erkenntnissätze gelten die Bemerkungen in der Einleitung des Aufsatzes «Grundbegriffe der modernen Elektrizitätslehre».

5. Die chemischen Stromquellen (Batterien und Akkumulatoren) werden in einem besonderen Kapitel behandelt.

8. Chemische Wirkungen des elektrischen Stromes

81. Flüssige Leiter



811. Von den Flüssigkeiten leiten nur Säuren, Laugen und wässrige Salzlösungen den elektrischen Strom (Abb. 811).

812. Der elektrische Strom ruft in flüssigen Leitern (= Elektrolyten) chemische Veränderungen hervor: an den Elektroden werden Stoffe abgeschieden (siehe Neue Schulpraxis, Novemberheft 1952, Seite 334).

82. Das Wesen der Elektrolyte. Ionenlehre

821. Bei der Bildung der meisten chemischen Verbindungen bringen die beteiligten Atome ihren Elektronenbestand in Edelgasform, indem sie ihre äus-

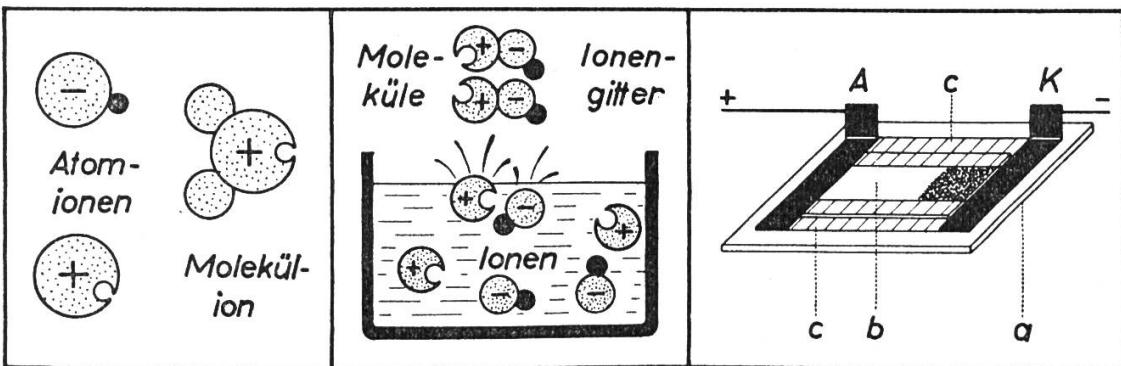


Abb. 822

Abb. 824

Abb. 831

serste Elektronenschale – die chemisch wirksame – durch Fremdelektronen zur Edelgasschale auffüllen oder diese unvollständige Schale zur nächsten Edelgasschale abbauen (Abb. 821).

(Dieses Bestreben hängt mit der elektrischen (und damit chemischen) Stabilität der Edelgasatome zusammen, denen eine besondere äusserste Schale mit 8 Elektronen eigen ist. Einzig die Heliumschale ist schon mit 2 Elektronen stabil abgeschlossen. Edelgase sind ja chemisch nicht wirksam. Ist der Aufbau einer Edelgasschale durch Elektronenabtausch nicht möglich, so teilen sich die Atome in die Elektronen, indem sie diese gemeinsam in Besitz nehmen.)

822. Atome oder Atomgruppen, denen Elektronen fehlen oder die überschüssige Elektronen besitzen, sind nach aussen elektrisch geladen und heissen Ionen (Abb. 822).

823. Ionen sind chemisch nicht wirksam, weil sie eine Edelgasschale besitzen. Dagegen üben sie infolge ihrer elektrischen Ladung mechanische Kräfte aufeinander aus. Diese Kräfte halten die Moleküle und Kristalle (Ionengitter) zusammen.

824. In den Elektrolyten sind die Moleküle der gelösten Stoffe in ihre Ionen zerfallen. Das Lösungsmittel Wasser hebt die elektrischen Bindungskräfte nahezu auf (Abb. 824).

(Die elektrischen Anziehungskräfte sind in Wasser rund 80mal kleiner als in Luft.)

83. Chemische Wirkungen des elektrischen Stromes (Elektrolyse)

831. Tauchen wir die Pole einer Gleichstromquelle in einen Elektrolyten, so werden alle negativ geladenen Ionen (die Anoden-Ionen oder Anionen) von der Anode (dem positiv geladenen Pol) angezogen, während die positiv geladenen Ionen (die Kathoden-Ionen oder Kationen) gegen die Kathode (den negativ geladenen Pol) gezogen werden (Abb. 831).

(Da zwischen entgegengesetzt geladenen Körpern Anziehung besteht, ist diese Wanderung der beweglichen Teilchen selbstverständlich. Die Wandergeschwindigkeit der Ionen ist der elektrischen Feldstärke proportional: sie ist von der Größenordnung 0,0005 cm/sec für 1 Volt auf 1 cm. Sichtbare Wanderung gefärbter Ionen (Abb. 831): Wir füllen eine ganz flache Kammer aus einer grossen (a) und einer kleinen (b) Glasplatte (z.B. Objekträger) und zwei Fliesspapierstreifen (c) mit verdünnter farbloser KNO_3 -Lösung. Als Elektroden setzen wir vor die Kammeröffnungen zwei Blechstreifen, die Anode (A) dicht an die Kammer, die Kathode in 1 mm Abstand; in diesen Zwischenraum tropfen wir etwas KMnO_4 -Lösung. Nach Anlegen einer Spannung von 30 bis 250 V wandert eine rote Ionenwolke zur Anode. Bei Umkehr der Stromrichtung läuft die Wolke zurück. Länge der Kammer und Salzkonzentrationen für die vorgesehene Spannung ausprobieren. Wandergeschwindigkeit der Ionen messen.)

832. Leitet man einen Strom in einen Elektrolyten, so entreisst der positive Pol (mit Elektronenmangel) den negativen Ionen die überschüssigen Elektronen, während die positiven Ionen die fehlenden Elektronen vom negativen Pol (mit Elektronenüberschuss) ergänzen.

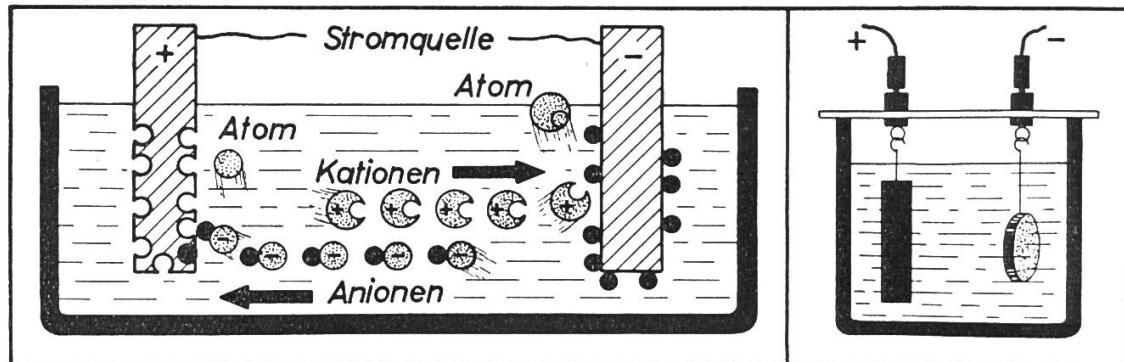


Abb. 832

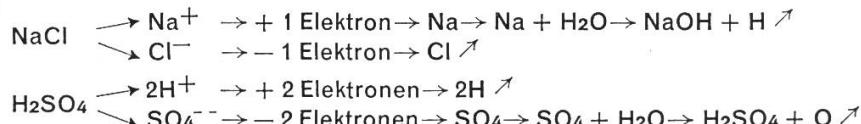
Abb. 841

Die Ionen verlieren dabei ihre elektrischen Ladungen und werden wieder zu Atomen oder Atomgruppen, die chemisch wirksam sind (Abb. 832.)

833. Am positiven Pol scheidet sich der Säurerest oder die Hydroxylgruppe ab, am negativen das Metall (der Basenrest) oder Wasserstoff (Abb. 832).

834. Gewisse abgeschiedene Atome oder Atomgruppen zersetzen sofort das Wasser (rein chemisch), so dass am negativen Pol sekundär Wasserstoff oder am positiven Sauerstoff abgeschieden wird.

Beispiele:



Elektrolyse der Schwefelsäure bedeutet demnach einfach die sekundäre Zersetzung des Wassers, während die Säure immer wieder neu gebildet wird.

835. Erstes Faradaysches Gesetz:

Die durch einen elektrischen Strom aus einem Elektrolyten abgeschiedene Stoffmenge ist der Stromstärke und der Zeit proportional.

836. Zweites Faradaysches Gesetz:

Die an den beiden Elektroden durch den elektrischen Strom in der selben Zeit abgeschiedenen Stoffmengen verhalten sich wie ihre Äquivalentgewichte.

84. Galvanotechnik

841. In geeigneten Metallsalzlösungen werden an den als negative Elektroden verwendeten Gegenständen durch den elektrischen Strom Metalle niedergeschlagen (Metallüberzüge: Vergolden, Versilbern, Vernickeln, Verchromen, Verkupfern; Metallabdrücke: Matrizenherstellung, z. B. für Schallplatten usw.). (Abb. 841)

842. Das Metall, aus dem der Überzug bestehen soll, muss als Anode verwendet werden und zugleich Bestandteil der Salzlösung sein (Abb. 841).

(Die Stromstärke darf nicht zu gross sein, sonst werden die Überzüge schwammig und haften nicht an der Oberfläche der Gegenstände.)

843. Nichtleitende Gegenstände, die einen Metallüberzug erhalten sollen, werden durch Graphit- oder Metallpulver mit einer leitenden Oberfläche versehen.

Verkupfern der Gipsmatrize einer Münzenfläche: 1. Mit dickem Gipsbrei einen Abdruck nehmen. Nach dem Erstarren (nach etwa 30 Minuten) Münze entfernen. 2. Form 12 bis 14 Stunden trocknen lassen. 3. Nut feilen und Kupferdraht befestigen, Haken zum Aufhängen biegen. 4. Form mit einer Schellacklösung (1 Teil Schellack auf 10 Teile Alkohol) so lange bestreichen, bis sie nichts mehr aufsaugt. Trocknen lassen. 5. Mit feinem Pinsel Graphitpulver auftragen bis zum Kupferdraht. 6. Form als Kathode in eine Kupfersulfatlösung (15 bis 20 g Kupfersulfat in 100 cm³ Wasser + einige Tropfen Schwefelsäure zur Verbesserung der Leitfähigkeit) hängen.

Handarbeiten auf der Unterstufe

Von Max Hänsenberger

Mit meiner Arbeit möchte ich Anregungen vermitteln, wie innerhalb von Gesamtunterrichtsthemen auf der Unterstufe die Schüler in der Handfertigkeit gefördert werden können.

Thema: Ein neuer Kalender

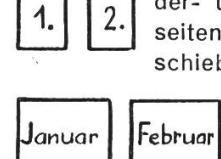
Nach Neujahr ist es wahrscheinlich jedem Schüler möglich, den Karton eines alten Wandkalenders in die Schule mitzubringen, der die Unterlage für einen neuen, selbstverfertigten Wandkalender bilden soll. Arbeitsvorgang: Schneiden von zwei Halbkartonstreifen von je 2 cm Breite. Ritzen und Falten der Streifen in der Mitte. Von jedem Streifen darf nur die Hälfte aufgeklebt werden, damit Raum frei bleibt, um die Täfelchen für die Tage und Monate einschieben zu können. Nachher schneiden wir aus farbigem Papier Streifen von 2 cm Breite und kleben sie oben und auf beiden Seiten fest; allenfalls können auch die Halbkartonstreifen damit überzogen werden. Die Streifen verzieren wir mit allerlei Klebefiguren (erhältlich bei Franz Schubiger, Winterthur).

Nun erstellen wir Bildchen von den Jahreszeiten oder von den zwölf Monaten (Zeichnen, Malen, Schneiden, Reissen, nach Belieben). Die Bildchen müssen in den freien Raum passen. Wir befestigen sie oben mit einer Heftklammer am Karton.

Schliesslich erstellen wir noch die Einschiebkärtchen. So erhalten wir einen hübschen Kalender, der uns einige Jahre dienen wird. Er kann auch von Erstklässlern leicht hergestellt werden (Abb. 1).



Abb. 1



Die Einschiebtäfelchen können in einem Couvert, das auf der Rückseite des Kartons befestigt ist, aufbewahrt werden.

Thema: Von der Uhr

Wohl in den meisten Schulen wird bei der Auswertung dieses Themas eine Lernuhr gebastelt, sei es aus einem Stück Karton oder aus einem Käseschädelchen, womöglich mit einem durchsichtigen Deckel. Die drehbaren Zeiger befestigt man mit einer Musterklammer.

Wir haben einmal eine ganz hübsche Wanduhr erstellt, die uns natürlich vorerst auch als Lernuhr diente, nachher aber einen hübschen Zimmerschmuck bildete. Arbeitsvorgang: Erstellen eines Faltschnittes aus starkem Zeichenpapier, Aufkleben eines grossen Zifferblattes (erhältlich bei Franz Schubiger, Winterthur), Anbringen von Verzierungen, sei es mit Klebefiguren oder Wasserfarbe. Im untern Drittel eines Käseschädelchens

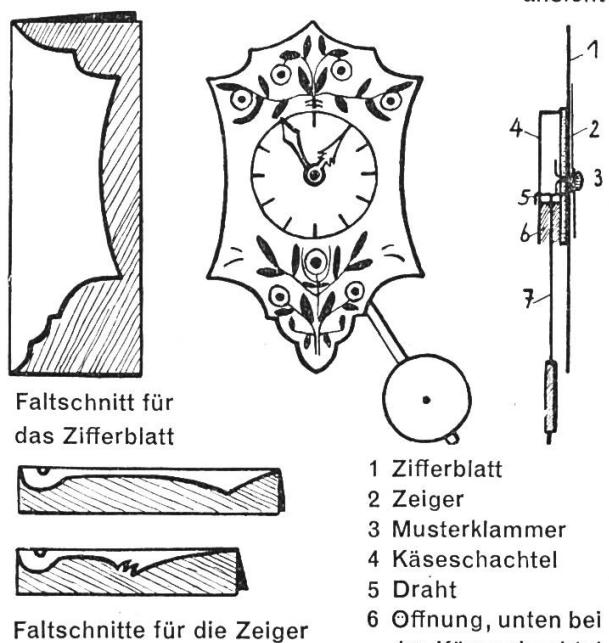


Abb. 2

öffnen wir die Seitenwand und ziehen etwas über der Offnungslinie ein Stück Draht durch, woran wir ein Pendel (Karton mit Scheibe aus Halbkarton) befestigen. Schneiden von Stunden- und Minutenzeiger (Faltschnitt) aus Halbkarton oder starkem Zeichnungspapier. Befestigen der Zeiger am Zifferblatt und auch am Deckel des Käseschäckelchens mit einer Musterklammer. Zugleich wird das Zifferblatt auf dem Schäckeldeckel festgeleimt. Zusammenleimen des Käseschäckelchens. Anbringen eines Aufhängers hinten am Käseschäckelchen. Für Zweitklässler ist das eine anregende Arbeit (Abb. 2).

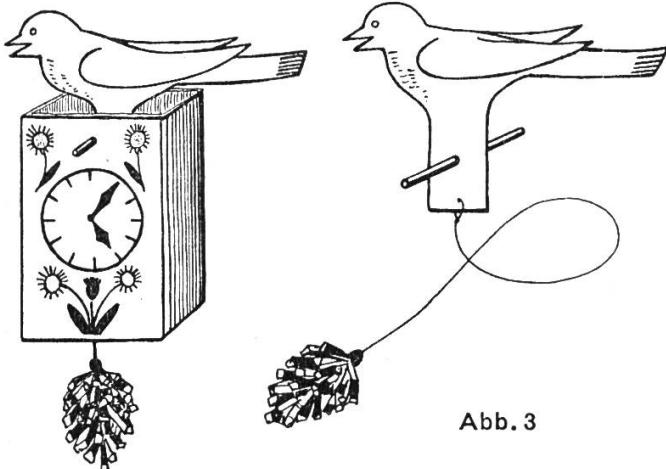


Abb. 3

Mit den Erstklässlern basteln wir eine Kuckucksuhr. Wir umwickeln den äusseren Teil eines Zündholzschäckelchens mit farbigem Papier, zeichnen oder kleben darauf ein kleines Zifferblatt, und schliesslich verzieren wir die Vorderseite noch. Über dem Zifferblatt stossen wir mit einem Nagel durch die Vorder- und Rückseite des Schäckelchens ein Loch, stecken ein rundes Stäbchen hindurch, woran wir den Kuckuck befestigen. Unten am Kuckuck knüpfen wir einen starken Faden fest, an dessen

Ende wir einen Föhren- oder Lärchenzapfen befestigen. Lassen wir den Zapfen leicht hin und her pendeln, wackelt oben auch der Kuckuck lustig mit. Diese Uhr ist also keine Lernuhr, sondern einfach ein fröhliches Spielzeug (Abb. 3).

Thema: Winter

An schönen Wintertagen lassen wir die Schüler einmal aus Schnee allerlei Dinge formen und bauen. Bedingung ist allerdings, dass der Schnee ballig ist. Wohl ist Schnee ein kaltes Arbeitsmittel, aber auch ein billiges und ein herrliches, das den Kindern Spass macht. Hier sei auf einige Möglichkeiten hingewiesen.

Wir suchen uns eine grosse Wiese aus, wo jedes Kind einen Platz zugewiesen erhält. Dort darf es mit den Fingern oder mit einem Stecklein nach Herzenslust in den Schnee zeichnen oder schreiben. Oder wir zeichnen eine ganze Geschichte, indem wir verschiedene Aufgaben stellen.

Wir bilden Arbeitsgruppen, die gemeinsam Schneemänner, Tiere oder Schneehütten bauen. Eine Gruppe von Schneemännern auf der Schulwiese oder auf dem Schulplatz bietet ein köstliches Bild!

Thema: Fasnacht

Statt Fasnachtsmasken stellen wir einmal ein Kasperlitheater auf ganz einfache Art her. Die Herstellungsart der Kasperlfiguren aus Zeitungspapier und Kleister ist für die Unterstufe gewöhnlich zu schwierig und erfordert auch einen ziemlich grossen Zeitaufwand.

Arbeitsgang für meinen Vorschlag: Aus starkem Halbkarton schneiden und kleben wir eine Röhre von etwa 10 cm Länge. Die Öffnung muss so gross sein, dass der Zeigefinger bequem hineingesteckt werden kann: Oben an der Röhre machen wir einen Einschnitt, damit der Kasperlikopf, den wir ebenfalls aus Halbkarton schneiden, eingesteckt werden kann. Der Kopf ist festzuleimen oder mit einer Heftklammer zu befestigen.

Nun brauchen wir noch Kleidchen. Am einfachsten ist es, wenn wir ein Tüchlein über den Zeigefinger legen und dann den Kopf auf den Finger stülpen. Dann muss allerdings das Röhrchen weit genug sein. Einer solchen Figur fehlen zwar die Arme. Unter dem Tuch kann aber mit Daumen und Mittelfinger ganz gut Bewegung ausgedrückt werden. Mit Zweit- und Drittklassmädchen lassen sich aber schon einfache Kleidchen mit Ärmeln nähen (allenfalls in Verbindung mit dem Handarbeitsunterricht). Nach einem Schnittmuster werden einfach eine Vorder- und eine Rückseite geschnitten und zusammengenäht.

Die Hände stopfen wir mit Stoffresten aus. Als Bühne brauchen wir eine Kiste, von der Deckel und untere lange Seitenwand entfernt sind. Unten wird vorn ein Stück Dachlatte angebracht und mit den breiten Seitenwänden verbunden. Diese Latte brauchen wir, damit wir die Kiste am Tischrand befestigen und von unten her mit den Figuren einfahren können. Natürlich wird die Bühne noch ausgeschmückt, allenfalls mit einfachen Kulissen ausgestattet, und das Spiel kann beginnen! (Abb. 4)



Abb. 4

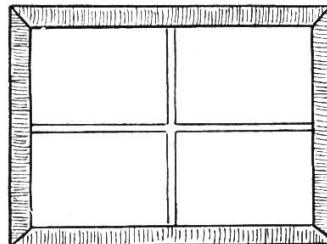
Thema: Post

Wenn wir von der Post reden, sammeln wir Briefmarken. Wir wollen dazu ein hübsches Markenschäckelchen erstellen, damit wir die Marken auch gut aufbewahren können. Arbeitsgang: Wir brauchen einen festen Karton als Boden, Grösse 23×17 cm. Den Karton fassen

wir an allen vier Rändern mit Leinwandstreifen (Klebstoff auf der Rückseite) ein. Ferner brauchen wir vier Stumpenschäckelchen, die wir oben mit farbigem Papier überdecken. Darauf kleben wir ein buntes Bildchen oder gar einen Scherenschnitt. Um den Deckel gut öffnen zu können, kleben wir ein schmales Bändchen am Deckel fest. Schliesslich werden alle vier Schäckelchen auf den Boden geleimt, und die Arbeit ist fertig (Abb. 5).

Zum gleichen Thema lässt sich auch aus einer Schuhsschachtel ein Briefeinwurf basteln oder als leichte Schneid- und Faltübung aus starkem Papier erstellen (Abb. 6).

Eine wertvolle und die Handfertigkeit fördernde Arbeit ist auch das Herstellen eines Paketes. Die Kinder in diesem Alter packen ja ohnehin gerne alles ein. Man muss sie



23



Abb. 5

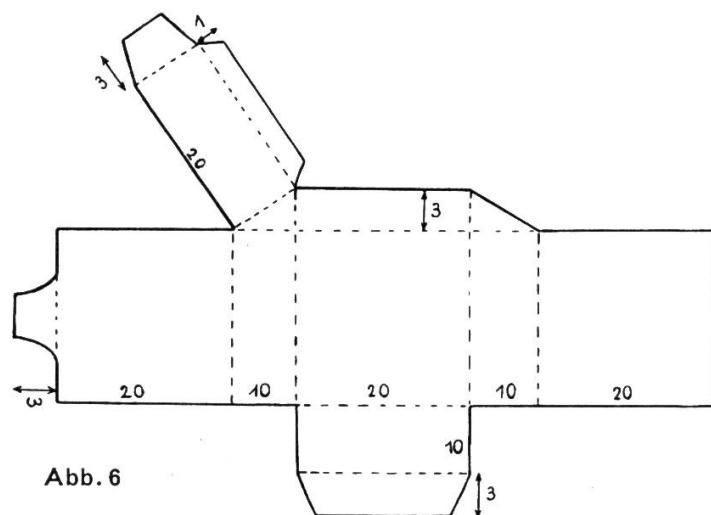


Abb. 6

nur beim Spiel beobachten. Lassen wir sie einmal Bücher, Hefte oder auch nur eine leere Schachtel so verpacken, dass man das Paket fortschicken könnte. Jeder Schüler kann wahrscheinlich von daheim ein gebrauchtes Packpapier und eine genügend lange Schnur mitbringen. Achten auf richtiges Falten des Papiers und auf das kreuzweise Binden der Schnur!

Erfahrungsaustausch

Französischdiktat

Haben Sie es auch schon so versucht?

Immer wieder kommen die primitiven Fehler vor, die auf schlechtes Hören zurückzuführen sind:

f statt v (oder umgekehrt), b, d, g statt p, t, c (und umgekehrt),

ch statt j oder g vor e, i, Vermengung der Nasallaute usw.

Um diesen Fehlern auf den Leib zu rücken, habe ich folgenden Weg eingeschlagen:

Ich diktiere etwa nur einzelne, unbekannte Wörter, bei denen es darauf ankommt, dass man sie nur so und nicht anders schreiben kann; z. B.:

bicyclette könnte man auch biciclette schreiben, nicht aber piciclette oder bisiglette.

Montandon (ein Eigenname) kann man z. B. schreiben Momtendons (t), nicht aber: Montadon oder Montandan.

Oft bilde ich selber auch Phantasiewörter mit gehäuften Schwierigkeiten oder solche, bei denen es sich z. B. darum handelt, ob wir ch oder j (oder g vor e, i) schreiben:

joujasse oder jougeasse, jougeace, nie aber chouchasse oder jougasse.

Ich habe damit gute Erfahrungen gemacht:

1. kann man so, wenn man will, in jeder Stunde ein Einminutendiktat geben (Zeitgewinn!);

2. werden die Schüler gezwungen, zu hören und zu achten, worauf es ankommt;

3. tun sie es ganz gerne und verlangen oft selber solche Wörter.

Selbstverständlich ersetzt diese Methode das gewöhnliche Diktat nie.

H. C., St.G.

Gummisauger für die Wandtafel

Bei Herrn Haller, Verkehrsinstruktor in Zürich, habe ich ein «Vörteli» gesehen, das er von den Verkehrsinstruktoren in Basel übernommen hat. Es kann uns in fast allen Fächern vorzügliche Dienste leisten, besonders im Fremdsprachunterricht.

Die gewünschte Figur (Personen, Tiere, Fahrzeuge, Bäume usw.) wird auf starken Karton oder 2-mm-Sperrholz gezeichnet oder geklebt. In der Mitte bohrt man ein Loch und zieht den kleineren Kopf eines Gummisaugers hindurch. (Es handelt sich um die Gummisauger, wie sie auch in Küche und Badzimmer verwendet werden, z. B. zum Aufhängen von Waschlappen; jedoch ohne Haken. Preis etwa 20 Rp. das Stück.)

Die betreffende Figur kann nun jederzeit mühelos an die Wandtafel gedrückt

werden. Wenn sie sehr fest und lange haften soll, netzt man den Gummi oder die Tafel vorher ein bisschen.

Dieses Verfahren hat die gleichen Vorzüge und Nachteile wie die Moltonwandtafel (vgl. Neue Schulpraxis, Septemberheft 1950, S. 326). Die gewünschte Sache ist sehr rasch veranschaulicht. Anderseits kann man aus ästhetischen Gründen nur silhouettenartige Bilder verwenden, und das geordnete Aufbewahren der vielen Stücke bereitet einige Mühe. Neben den aufgehefteten Bildern kann man selbstverständlich an die Tafel schreiben und zeichnen.

T. M.

Heilsame Strafaufgabe für vergessliche Schüler

An vielen Orten können die Schüler der Sekundarschule und der obren Primarklassen ihre zahlreichen Schulsachen nicht im Klassenzimmer aufbewahren, sondern sie müssen daheim täglich die einschlägigen Bücher und Hefte aussondern, einpacken und in die Schule mitbringen. Wie oft werden da gerade die wichtigsten Lehrmittel vergessen! Der Lehrer kann diese Vergesslichkeit der Schüler nicht ungestraft lassen – im Interesse der Schule nicht, aber auch nicht im Interesse des Kindes. Dieses muss im Hinblick auf das praktische Leben dazu erzogen werden, genau zu überlegen, was es in einem bestimmten Fall braucht.

Um vergessliche Schüler an diese Überlegung zu gewöhnen, gebe ich ihnen folgende Strafaufgabe: Sie schreiben einen Schulsachen-Plan. Auf einem grösseren Stundenplan-Formular führen sie an Hand ihres normalen Stundenplanes die Bücher und Hefte auf, die sie am Vor- und Nachmittag eines jeden Schultages mitzubringen haben. Alltägliche Gebrauchsgegenstände werden in roter Schrift unten erwähnt. Die Strafaufgabe gilt erst dann als gelöst, wenn die Liste vollständig ist. Diesen Schulsachen-Plan hängt der Schüler am besten dorthin, wo er seine Schulsachen aufbewahrt.

Rückfälligen «Sündern» erschwere ich die Aufgabe dadurch, dass sie diesen Plan in einer Nachsitzstunde aus dem Gedächtnis schriftlich wiedergeben müssen.

P. K.

[REDACTED]

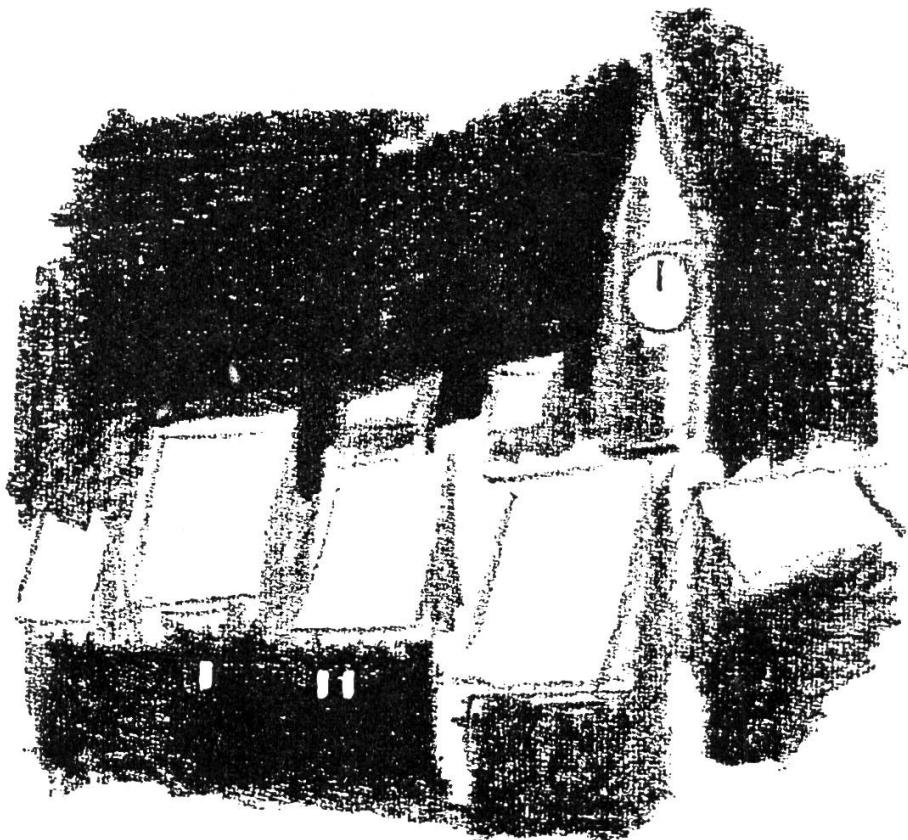
Wir bitten Sie, der Neuen Schulpraxis auch dieses Jahr treu zu bleiben und den Bezugspreis von 7 Fr. fürs Jahr oder Fr. 3.90 fürs Halbjahr mit dem dieser Nummer beigelegten Einzahlungsschein bis zum 20. Januar auf unser Postcheckkonto IX 5660 zu überweisen. Da nach diesem Datum die Nachnahme-karten adressiert und Ende Januar versandt werden, ist rechtzeitige Zahlung sehr wichtig; Sie ersparen uns damit unnötige Mühen und Spesen. Wir danken Ihnen bestens dafür.

[REDACTED]

Sind Sie mit Arbeit überladen?

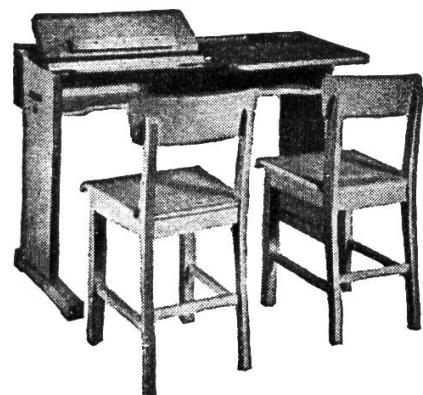
Die in der Neuen Schulpraxis erscheinenden Stoffgestaltungen können und wollen Ihnen zwar die Mühe der eigenen Vorbereitung nicht abnehmen, sie Ihnen aber doch wesentlich erleichtern. Ein einziger Artikel kann Sie unter Umständen von mehreren Stunden Arbeit entlasten. Durch den Nachbezug der noch lieferbaren Nummern unserer Zeitschrift gelangen Sie zu einem reichhaltigen Methodikwerk. Mit Vorteil ordnen Sie die darin enthaltenen Stoffe, wie z. B. im Artikel «Die Neue Schulpraxis als Nachschlagewerk» auf S. 133 der Aprilnummer 1951 oder im Beitrag «Zum Ordnungsproblem des Lehrers» auf S. 312 des Septemberheftes 1951 vorgeschlagen. Jährlich werden von unseren Abonnenten über 5000 Hefte früherer Jahrgänge der Neuen Schulpraxis nachbezogen. Obschon wir von jeder Nummer einige hundert Hefte ans Lager nehmen, sind die ersten 11 Jahrgänge vergriffen. Über 100 Nummern der Jahrgänge 1942 bis 1953 (darunter 7 vollständige Jahrgänge) sind aber noch lieferbar. Auf Wunsch stellt sie Ihnen der Verlag **zur Ansicht** zu (nur im Inland). Siehe die Bezugsbedingungen und das Verzeichnis der lieferbaren Nummern auf S. 404 des Dezemberheftes 1953.

VIEL GLÜCK IM NEUEN JAHR !



ORELL FÜSSLI-ANNONCEN





Schultische, Stühle, Wandtafeln

usw. beziehen Sie vorteilhaft von
der Spezialfabrik für Schulmöbel

HUNZIKER SÖHNE, Thalwil

Telephon 92 09 13

Älteste Spezialfabrik der Branche in der Schweiz
Beratung und Kostenvoranschläge kostenlos

Swano VM Aquarell

Ein wirklich vollkommener Farbstift, für die Hand des Kindes geschaffen. Mit Wasser völlig vermalbar, trotzdem radierbar, erzielt man herrlich leuchtende Farben, die zudem in allen Farbtönen untereinander gemischt werden können. Swano-VM-Aquarell ist, wie die bekannten STABILO- und Othello-Blei-, Farb- und Kopierstifte, ein Qualitätserzeugnis von

SWAN-STABIL

Seit 1 Jahrhundert

moderne Tierpräparationen
Sachgemäss Revisonen u.
Reparaturen von Sammlun-
gen besorgt

J. Klapkai
MAUR / Zch.
Tel. 972234 gegr. 1837

Hobelbänke

für Schulen und Pri-
vate mit vielen Neu-
erungen. Offerten mit
Referenzenliste durch

Fritz Hofer, Fabrikant
Strengelbach AG
Telefon (062) 8 15 10

Der **Volksverlag Elgg**
von dem auch der Ver-
lag A. Sigrist über-
nommen wurde, sendet Ihnen Gratisver-
zeichnis vom grossen
Lager in Theaterstoffen

Wir sind Ihnen dank-
bar, wenn Sie bei
Kolleginnen u. Kol-
legen für die Neue
Schulpraxis werben.

**Berücksichtigen Sie bitte unsere Inserenten, und beziehen Sie sich
bitte bei allen Anfragen und Bestellungen auf die Neue Schulpraxis.**

Modellieren-

ist lehrreich!



In jeder Klasse gibt es Kinder, die schlecht und rechtmitskommen. Sie strengen sich nicht besonders an, denn der kluge Hansli und das aufgeschlossene Bethli wissen ja sowieso alles zuerst. Beim Modellieren aber ist oft gerade der mittelmässige Schüler der begabteste. Geschickte Hände und rege Phantasie lassen ihn beste Leistungen vollbringen. Seine Arbeit wird gerühmt, bewundert, sein Selbstvertrauen gefördert und sein Interesse am Unterricht geweckt. Auch Sie sollten es probieren mit Modellieren!

Verlangen Sie gratis
Bodmer-Modellier Ton-Muster
Nr. 26

Anleitung zum Modellieren gegen Einsendung von 90 Rp. in Briefmarken. Grundlegende Schrift von Lehrer A. Schneider, St.Gallen, Fr. 1.40.

E. Bodmer & Cie.

Tonwarenfabrik
Zürich

Ülibergstrasse 140
Telefon (051) 33 06 55

Geschenkabonnements

auf die Neue Schulpraxis erfreuen in- und ausländische Kollegen und Seminaristen



Jedes Bild des

Schweizerischen Schulwandbilderwerkes

(kurz SSW genannt) ist ein Kunstwerk. Der Maler hat sich aber der thematischen, fachlichen und methodischen Forderung der Lehrerschaft unterzogen. Das SSW unterscheidet sich daher bewusst von rein methodischen, sachlichen Anschauungstafeln. Es will mit dem Objekt zugleich einen Hauch künstlerischer Gestaltung in die Schulstube bringen. Ohne künstlerischen Wand schmuck sein zu wollen, wirken die Bilder als solche, und werden auch dazu mit Freude verwendet. Bisher wurden 76 Bilder herausgegeben.

Bildfolge 1953:

- Nr. 77 Blick über das bernische Mittelland von F. Giauque
- Nr. 78 Am Futterbrett von A. Dietsch
- Nr. 79 Töpferei von H. Bischoff (siehe Abbildung)
- Nr. 80 Renaissance von P. Chiesa

Verlangen Sie Prospekte und Preisliste bei der Verkaufsstelle

ERNST INGOLD & CO., HERZOGENBUCHSEE
DAS SPEZIALHAUS FÜR SCHULBEDARF

Inserate in dieser Zeitschrift werben erfolgreich für Sie.

Theaterkostüme und Trachten

Verleihgeschäft

Strahm-Hügli, Bern

Inhaberin: Frl. V. Strahm
Kramgasse 6, Tel. (031) 2 83 43
Gegründet 1906
Lieferant des Berner Heimatschutztheaters

Normal- und Schmalfilme, Lichtbilder

und ausgearbeitete Vorträge

**stellt die Generaldirektion PTT, Sektion für Information, Bern,
den Schulen unentgeltlich zur Verfügung**

Verlangen Sie das Verzeichnis der Filme und Lichtbilder

Bewährte Schulmöbel



**Basler
Eisenmöbelfabrik AG
SISSACH / BL**

**solid
bequem
formschön
zweckmässig**

**Sissacher
Schul Möbel**

Die fortschrittlichen, unverwüstlichen

embru Schulmöbel

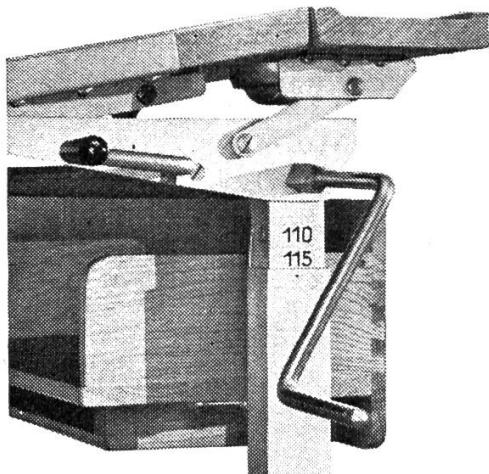
Eine Tischgrösse für alle Klassen – vom Schuleintritts- bis zum Schulaustrittsalter – welcher Fortschritt und welche Vereinfachung!

Die praktisch verstellbaren Embru-Schulmöbel lockern den Schulbetrieb auf, ermöglichen freie Unterrichtsgespräche im Kreis, Aufteilen der Klassen in Arbeitsgruppen usw.

Für jede Altersstufe bzw. Schülergrösse und für jedes Unterrichtsfach ist sekundenschnell der Arbeitsplatz nach Maß hergerichtet. Ein durch Jahrzehnte gesammeltes Erfahrungsgut ist in den Embru-Konstruktionen ausgewertet. Massives Eichenholz und Stahl machen unsere Schülertische und -stühle ausserordentlich dauerhaft.

Gerne unterbreiten wir Schulkommissionen und Architekten Offerte und stellen Mustergarnituren zur

Verfügung, desgleichen unsren Tonfilm «Aus der Schule geplaudert.» Dieser Film beschäftigt sich mit aktuellen Fragen der Schulhausmöblierung und findet immer wieder das lebhafte Interesse von Schulfachleuten.



Höhenverstellung mittels Getriebe. Durch Betätigen der Kurbel steigt oder sinkt die ganze Tischfläche sekundenschnell. (Schülergrößen-Einstellskala von 110 bis 175 cm.) Tischplatte waagrecht und schräg fixierbar.

Embru-Werke Rüti/ZH Tel. (055) 23311